

Geschichten von der Traumwiese



Ernst Schubert

Das Bild wurde von Elisabeth Wannert für die Geschichte von Iwan gemalt.

Geschichten von der Traumwiese

Band 1

Die Trollblume im Nordland (ab 4 Jahre)

Der vertrocknete Quell (ab 4 Jahre)

Der Nachtberg (ab 6 Jahre)

Was ist die Sonne?

(für Erwachsene zum freien Erzählen)

Wie der faule Bauer wieder arbeiten lernte

(ab 6 Jahre)

Iwan

(eine Geschichte aus dem alten Russland -

ab 14 Jahre)

von

Ernst Schuberth

Die Trollblume im Nordland

Jeder von uns weiß, dass im Sommer die Tage lang und im Winter kurz sind. Geht man aber im Sommer nach Norden, so werden die Tage immer länger bis es gar keine Nacht mehr gibt. Dafür gibt es im Winter eine lange Zeit, wo die Sonne nie aufgeht und nur eine lange Nacht herrscht.

Dort fern im Nordland war an einer steilen Felswand hoch über dem Tal ein Felsenvorsprung. Auf dem hatte sich ein wenig Erde in einer Mulde angesammelt und rings im Kreis darum stand eine Gruppe alter harter Flechten, die sich an den Felsen anklammerten. Es war Mai, die Frühlingszeit im Norden, und der laue Frühlingswind hatte einen Blumensamen hinauf auf den Felsvorsprung mitten in die kleine Erdmulde zwischen den Flechten getragen. Als die alten Flechten das bemerkten, sprachen sie: Blumensamen, dies ist kein Platz für dich. Hier oben wird es viel zu kalt. Im Winter tost der Sturm um die Felsenecken oder eine schwere Schneelast presst alles zusammen. Kaum können wir hier oben überwintern und sind doch alt und stark und zäh.

Aber ihr müsst wissen, dass solche alten Nordlandflechten sehr langsam sprechen: Heute ein Wort ---- und morgen ein Wort. Und bis sie das gesagt hatten, was wir Menschen so schnell sprechen können, war schon eine Reihe von Tagen vergangen. Inzwischen hatte der Samen gekeimt und die Würzelchen in die Erde gestreckt und geschmeckt, dass die Erde gut war. Nach oben hatten sich zwei kleine Blättchen entfaltet.

Wenn du auf uns nicht hören willst, so wirst du fühlen, dass es wahr ist, was wir gesagt haben: Du wirst hier den Winter nicht überdauern können. Dies ist kein Platz für eine Blume.

Aber, wie gesagt, die Flechten sprechen so langsam: heute ein Wort --- und morgen ein Wort - und bis sie alles gesagt hatten, hatte sich aus dem kleinen Samen schon eine Blume mit einer gelben Blüte entwickelt. Weil die Sonne dort oben im Nordland Tag und Nacht scheint, konnte die Trollblume - denn das war sie - ganz rasch wachsen, und bald stand ein Trollblumenbüschchen da mit vielen gelben Blüten.

Zuerst hat es die Hummel bemerkt, denn die Hummeln fliegen immer so rasch umher, dass sie vieles als erste erfahren. Die Hummel hat's im Tal erzählt. Da sind die Bienen und die Schmetterlinge und viele andere Insekten hinaufgeflogen, angezogen vom leuchtenden Sonnengelb der Blüten und dem kostbaren Nektar, der ihnen zur Nahrung dient. Noch nie war dort oben auf der Felsenecke ein solch reiches Leben gewesen. Das gefiel sogar den Flechten, und sie gewannen die Trollblume in ihrer Mitte recht lieb, auch wenn sie ihnen oft das Sonnenlicht mit ihrem Schatten raubte.

Aber der Nordlandsommer ist kurz. Im Juni, Juli und August blüht alles. Grün glänzt das Gras, rot-lila leuchten die Weidenröschen in großen Feldern, die kleinen Birken lassen ihre hellen Blätter im Sonnenlicht glänzen, und das Tal ist voller Leben. Kommt aber der September heran, werden die Tage schon wieder viel kürzer. Am Ende September oder Anfang Oktober tanzen manchmal die ersten Schneeflocken durch die Luft. Noch kann die Sonne, wenn sie für immer kürzere Zeit über den Südhimmel geht, sie schmelzen, so dass die Bächlein in den Wiesen noch rinnen und die Wasserfälle von den Felswänden schäumend hinabstürzen. Dann aber wird es im Oktober nachts so kalt, dass das rinnende Wasser an den Felswänden erstarrt und lange Eiszapfen sich bilden. Die Sturzbäche und Wasserfälle werden leiser und säumen sich mit glitzerndem Eis. Morgens liegt Reif oder eine dünne Schneeschicht über Wiesen und Bäumen und Büschen.

Wir spüren, dass ein harter langer Winter uns bevorsteht, sagten die alten Flechten. Brüder, haltet euch am Felsen fest. Lasst euch nicht vom Schnee zerdrücken. Haltet stand, wenn der Sturm alles blankgefegt hat und euch fortreißen will. Ade liebe Trollblume, wir danken dir für den Sommer. Den Winter wirst du aber hier oben nicht überstehen können.

Die Trollblume war müde geworden. Die Blüten waren erloschen und der Same ausgereift. Ein langes Schneetreiben deckte die Berge, das Tal und auch den Felsenvorsprung mit Schnee zu. Die lange Winternacht hatte begonnen. Die Sonne schien nicht mehr über den Horizont. Die Bäche im Tal waren zugefroren, die Wasserstürze und Wasserfälle zu Eis erstarrt. Oft tobte ein Schneesturm tagelang. Dann war es wieder klare Nacht, in der die Schnee- und Eiskristalle im Sternenlicht glitzerten. Wie Diamanten funkelte das ganze Himmelszelt. Manchmal woben Großfarbenschleier über den Himmel wie die Flügel der Engel Gottes. Im Tal schlich sich hier oder dort ein weißer Schneefuchs auf den Spuren der Schneehasen entlang, um doch etwas für seinen grimmigen Hunger zu finden. Man konnte daran aber auch sehen, dass nicht alles Leben erloschen war.

Lange dauert die Polarnacht im Nordland, aber auch sie geht einmal zu Ende. Schon Ende Februar blitzte eines Tages die Sonne zwischen zwei Felsenkuppen zum ersten Mal hindurch und beschien eine wunderschöne Eis- und Schneelandschaft, die mit tausend Strahlen auf das Sonnenlicht antwortete. Am nächsten Tag schien die Sonne schon einige Minuten länger. Und so ging es fort von Tag zu Tag, so dass vom Licht der aufsteigenden Sonne immer länger die Täler und Höhen beschienen und zum Widerleuchten gebracht wurden. Noch aber war die Sonne zu schwach, den Schnee und das Eis zu schmelzen. Noch musste sie höher steigen. Manchmal war für lange Zeit die Sonne durch Wolken verdeckt. Dann schien alles grau verhangen. Und doch stieg die Sonne höher. Als der April mit seinen Regen- und Schneeschauern und Sonnenschein kam, begann der erste Schnee zu schmelzen. An mancher südlichen Felsenwand rann das Wasser schon wieder herunter und sammelte sich im Tal zu kleinen Bächen und Seen. Als aber der Mai kam, da brach das Leben hervor, und auch auf unserem Felsenvorsprung sank jeden Tag der hohe Schnee ein Stückchen tiefer. Und nicht lange, so schaute die erste Spitze einer Flechte heraus. Sie schüttelte sich, schaute um sich, ob die Brüder im Kreis beisammen wären. Hier und da kamen die Spitzen der Brüder hervor. Und schließlich lag nur noch in der Mitte in der Mulde ein kleiner Schneerest.

Die Flechten begannen sich nun zu erzählen, was sie im Winter unter dem Schnee erlebt hatten. Für Flechten ist es nämlich dort gar nicht so dunkel und einsam wie man denken könnte. Im Winter werden für sie die Felsen hell und durchsichtig, fast wie schimmerndes Gletschereis. Sie können die Metalladern im Gestein leuchten sehen, hören wie die Samenkräfte der Pflanzen sich regen und auf das neue Jahr vorbereiten. Ja, selbst was am Himmel geschieht, spiegelt sich in ihrer hellen Tiefe. Aber auch den Druck des Schnees, das Tosen des Sturmes und die Stille der klaren Winternächte hatten sie wahrgenommen. Von all dem erzählten sie sich.

Schließlich fragten sie auch: Was ist wohl aus unserer Trollblume geworden? Sie war so schön als sie im Sommer in unserer Mitte leuchtete und den ganzen Felsenvorsprung schmückte. Wie ihr aber wisst, sprechen die Flechten so langsam: Heute ein Wort --- und morgen ein Wort. So schmolz darüber auch der letzte Schnee in der Mulde und nun sahen sie, was aus der Trollblume geworden war: schwarz, zusammengepresst, leblos lagen die Blätter am Boden. Flach wie der Schatten, den die Blume durch die Sonne im Sommer geworfen hatte.

Da sieht man, wie recht wir hatten: Hier oben konnte sie nicht den Winter überdauern. Aber sie wollte ja nicht auf uns hören. Weil nun die Flechten so langsam sprechen: Heute ein Wort --- und morgen ein Wort, hatten sie fast nicht bemerkt, dass inmitten der toten schwarzen fauligen Blätter ein kleiner grüner Spross sich empor gestreckt hatte und schon einige Blätter sich zu entfalten begannen.

Was ist denn das! sagten sie. Wir dachten, du seiest gestorben, erfroren durch die Kälte, zerdrückt vom Schnee. Als sie das gesagt hatten: Heute ein Wort --- und morgen ein Wort, da hatte die Blume schon wieder viele Blätter entfaltet, und die erste Blüte leuchtete der Sonne entgegen.

Ja, sagte die Trollblume, ihr habt den Winter durch eure Kraft überstanden. Ich bin gestorben und neu geworden. Das ist das Geheimnis von Stirb und Werde.

Darüber mussten nun die Flechten lange nachsinnen, und fast wäre der Sommer darüber hingegangen. Aber durch die vielen Falter und Schmetterlinge, Bienen und Hummeln und alles andere, was die Trollblume besuchte, war wieder ein solches fröhliches Leben oben auf dem Felsenvorsprung, dass die alten Flechten ihre Einsamkeit nicht wieder erkannten und voller Freude das bunte Treiben beobachteten. Nie wieder aber sagten sie, dieser Platz sei für Blumen nicht der Richtige.

So blühte die Trollblume von Jahr zu Jahr dort oben, und sie alle waren eine frohe Gemeinschaft den ganzen Nordlandsommer über. Die Flechten aber sann immer wieder über das Geheimnis des Stirb und Werde nach.

Der vertrocknete Quell

An einem großen Wald lebte ein Förster mit seiner Familie. Sie hatten eine 12jährige Tochter, die oft mit dem Vater durch den Wald ging, um das Wachsen der Bäume und die Tiere zu beobachten und die notwendigen Arbeiten zu tun.

Eines Abends als sie beim Abendessen saßen, sagte die Tochter zu ihrem Vater: Vater, der Wald hat sich in letzter Zeit sehr verändert. Er scheint wie ausgestorben. Kein Tier lässt sich hören oder sehen.

Das habe ich auch schon bemerkt, sagte der Vater. Weißt du, warum der Wald so einsam geworden ist? fragte die Tochter. Nichts ist mir aufgefallen, was der Grund dafür sein könnte, doch sinne ich schon länger darüber nach, antwortete der Vater. Morgen will ich hinausgehen und nach dem Grund der Stille sehen, beschloss die Tochter. Verlaufe dich nicht, mahnte die Mutter.

Am anderen Morgen tat das Mädchen, was es beschlossen hatte. Immer tiefer ging es in den Wald hinein. Sie wollte zu einer Stelle gehen, wo fast immer Tiere zu finden gewesen waren. Es lag aber dieser Ort so tief im Wald, dass selbst der Förster selten dorthin kam. Dort war ein Quell, der den Tieren das Leben erhaltende Wasser schenkte.

Als das Mädchen den Quell erreichte, sah es gleich dass etwas geschehen war: Der Quell lag trocken, der sonst weiche lehmige Boden war hart geworden. Man konnte darin noch die alten Spuren der Tiere sehen, die zuletzt hier gewesen waren: Hirsche, Rehe und Wildschweine, selbst ein Fuchs hatten den Quell aufgesucht. Nun aber kam keines mehr, denn ein vertrockneter Quell hilft den Tieren nicht.

Das Mädchen setzte sich neben dem Quell auf einen Baumstumpf und dachte darüber nach, was wohl den Quell versiegen ließ. Es konnte keine Antwort finden, bis es sich umschaute und hinter dem Stamm eines gestürzten Baumes einen Zwerg mit einem Gesicht wie eine schrumpelige alte Zitrone, roten Augen, einer spitzen Nase und einem jämmerlich dünnen Bart sah. Weißt du, warum der Quell kein Wasser mehr gibt? fragte das Mädchen. Weil ich ihn verstopft habe, antwortete der Zweig mit böser, schadenfroher, spitzer Stimme. Warum hast Du ihn verstopft? fragte das Mädchen, das gar nicht verstehen konnte, wie jemand so etwas tun könnte. Weil es mir Spaß macht! sagte der böse Zwerg. Aber dann haben die Tiere, die Hirsche, Rehe, Wildschweine, Füchse und all die anderen Tiere doch nichts zu trinken! rief das Mädchen. Eben das macht mir Spaß! antwortete der Zwerg.

Das Mädchen begann nun den Zwerg zu bitten, er möge das Wasser wieder fließen lassen, damit die Tiere wiederkämen. Aber kein noch so gutes Wort konnte den harten Zwerg erweichen.

In ihrer Not begann das Mädchen zu weinen. Als die Tränen hinunter auf den Sand fielen und der Sand immer nasser von den Tränen wurde, da auf einmal ruckte und rührte sich der Sand. Langsam quoll Wasser aus der Tiefe hervor, brach sich Bahn und strömte stärker als je zuvor in das Bachbett.

Als der Zwerg das sah, wurde er furchtbar zornig. Sein Gesicht wurde rot, seine Augen loderten wie Flammen und dann verschwand er schimpfend in die Erde und niemand hat ihn je wieder gesehen.

Zuerst haben es die Vögel bemerkt, dass der Quell wieder floss. Die haben es in den fernen Wäldern erzählt, wohin die Tiere aus dem Wald gezogen waren, weil sie hier kein Wasser mehr fanden. Als die Hirsche, die Rehe, die Wildschweine, die Füchse und all die anderen Tiere wieder zurück zum Quell kamen, fanden sie das Wasser viel besser als vorher: Von den Tränen des Mädchens war das Wasser salzig geworden, und Salz lieben die Tiere über alles.

Zu Hause erzählte das Mädchen, was es erlebt hatte und die Eltern freuten sich, dass ihr Kind so gut hatte helfen können.

Das ist die Geschichte vom vertrockneten Quell.

Nach der Erzählung eines Studenten

Der Nachtberg

Weit im Süden, dort wo es niemals Winter wird und nie auch nur eine einzige Schneeflocke fällt, dort – weit im Süden – lebte ein kleines Zwergenvolk. Nicht nur die Mitglieder dieses Volkes waren klein, nein, auch das Völkchen war klein: es hatte nur wenige Mitglieder, und ihr Leben war bescheiden. Sie lebten von den Früchten des Waldes, tranken die Tautropfen aus den Blumenkelchen oder von den Blättern und freuten sich an all den kleinen Dingen, die wir so oft übersehen: ein schönes Schneckenhaus, einen bunten Kieselstein, ein leuchtender Stern oder was auch immer zu sehen war.

Eigentlich hätte das Völkchen recht gut leben können, aber es gab etwas, was ihnen doch immer wieder große Sorge bereitete: sie wohnten nämlich an einem großen Vulkanberg, und wenn der in seinem Inneren ergrimte und die Erde erschütterte, dann stürzte die ganze kleine Welt des Zwergenvölkchens zusammen. Alles was sie geschaffen hatten, stürzte zusammen: ihr kleines Häuschen, die Stühle, Tische und Bettchen, und wenn sie sich ein Süsschen gekocht hatten und in Tellerchen auf ihren Tisch gestellt hatten, alles stürzte um, und die Suppe verschüttete, so dass sie hungrig blieben.

Könnt ihr euch also vorstellen, wie schrecklich es war, wenn der Vulkanberg voller Grimm erbebte und alles durcheinander schüttelte?

Lange sann das Zwergenvölkchen darüber nach, wie es dieser Plage Einhalt gebieten könnte. Es fiel ihnen aber nichts Rechtes ein, und fortziehen wollten sie auch nicht, denn Zwergenvölker gehen nicht gerne von ihrem Platz fort, weil sie ihn viel zu lieb haben. Was also sollten sie tun?

Wie sie immer wieder ganz vergebens darüber nachsannen, wie sie den Vulkanberg zur Ruhe bringen könnten, dass er ihnen nicht die Häuschen und alles darin zerstörte, kam eines Tages eine alte Frau vorbei. Und weil sie so gütige Augen hatte, klagten sie ihr ihr Leid mit dem Vulkanberg.

Da müsst ihr zum Nachtberg gehen. An seinem Fuße liegt eine Quelle, die gibt nur wenig Wasser, aber ein Tropfen davon genügt, um Wildes zahm und Furchterregendes sanft zu

machen. Dies Wasser ist nicht gewöhnliches Wasser. Es ist wie ein schmiegsam machendes Öl. Daran könnte ihr die Quelle erkennen.

Aber wie finden wir den Nachtberg? fragten sie die Alte.

Fragt den Mond, sagte die Alte und schied von ihnen. Und nun sannen sie, wie sie am besten in den Besitz des heilsamen Wassers gelangen könnten. Sie beschlossen, den Ältesten von ihnen loszuschicken, um den Nachtberg und die Quelle zu finden.

Mutig zog er los mit seinem Zwergensäcklein auf dem Rücken, in dem neben dem winzigen Zwergenproviant auch ein kleines Fläschchen für das Wunderwasser war. Ihr müsst aber wissen, dass es für jemanden aus dem kleinen Volk viel Mut bedarf, von den anderen fortzuziehen.

Sieben Tage warteten die Zurückgebliebenen, aber er kam nicht zurück. Hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen, sagten die anderen, und sie beschlossen, dass ein Zweiter loszöge, den Ersten zu suchen und das Wunderwasser mitzubringen. Doch auch nach weiteren sieben Tagen war keiner zurückgekehrt. Die wenigen übrigen Zwerge besprachen sich sorgenvoll, ob die Vermissten in die Schluchten des Vulkanberges gestürzt, ob der Mond ihnen nicht den rechten Weg hatte weisen können, oder ob andere unbekannte Gefahren sie bedrohten und festhielten. Was es auch sei, sie wollten die Vermissten nicht im Stich lassen, und so zog der Nächste aus, um ihnen beizustehen. Keiner aber kam zurück. So ging es fort, bis zuletzt nur noch die Kleinste allein zurück blieb. Als niemand wiederkam, beschloss sie, sich auf den Weg zu machen. Der Vulkanberg hatte gerade wieder einmal gewütet und alles zusammenstürzen lassen. Da schnürte sie sich ihr Ränzlein und machte sich auf den Weg. Nur, ein Krüglein für das Wunderwasser konnte sie nicht mehr finden. So musste sie sich ohne ein Krüglein auf den Weg machen und dachte bei sich: Ich kann ja auch meine Hände zum Krüglein formen.

Zuerst wollte sie den Mond suchen. Der Mond kam in dieser Nacht spät herauf. Er war schon alt geworden, und der Weg über den Himmel fiel ihm schwer. Als er das kleine Zwergenmädchen alleine am Vulkanberg stehen sah, blieb er einen Augenblick auf seinem Weg stehen und schaute sie mit seinem sanften Licht an. Hast du meine Brüder gesehen, die den Nachtberg und die Wunderquelle suchen gegangen sind? Die Wunderquelle soll unseren Vulkan besänftigen, der immer so grimmig all unser kleines Hab und Gut zusammenwirft und uns bedroht.

Die alte Frau hat euch recht beraten, sagte der Mond, und die Wunderquelle am Nachtberg wird euch helfen können, doch müsst ihr erst den Weg dorthin richtig finden und dann das Quellwasseröl recht anwenden.

Aber meine Brüder haben das doch versucht. Weißt du, wo sie geblieben sind? Ich fürchte, dass ihnen ein Unglück zugestoßen ist und vermisse sie sehr. Kannst du mir helfen?

Sie müssen den rechten Weg verfehlt haben. Suche du die Quelle, dann wirst du auch ihnen helfen können.

Was also muss ich tun?

Merke auf das, was dir begegnet und tue das Rechte zur rechten Zeit.

Mit diesen knappen Worten wandte sich der Mond wieder seinem Weg zu und ließ das Zwergenmädchen allein zurück. Was sollte es tun, wohin sich wenden? Da hörte es neben sich ein klägliches Fiepen. Dann schlug etwas hin und her. Das Mädchen schaute nach, woher das Geräusch kam. Da sah es ein junges Rehkitz mit dem linken Hinterbein so in einer Waldwinde verfangen, dass es sich nicht herauslösen konnte. Je mehr es schlug und zerrte, desto fester hielten es die Schlingen. Das Rehkitz erschrak als es das Mädchen sah, aber auch das Mädchen erschrak sehr, denn für Zwergenkinder sind Rehkitze schon sehr groß.

Kannst du mir helfen, fragte das Rehkitz.

Ich will es versuchen, wenn du stillhältst, sagte das kleine Mädchen.

Das Kitz hielt still, und das Mädchen löste die Schlinge mit seinen feinen Händchen. Als ihm das schließlich nach vieler Mühe gelungen war, sagte es, nun komm heraus aus dem Gestrüpp.

Das getraue ich mich nicht.

Warum denn nicht?

Hier im Wald lebt ein großer wilder Rehbock, und der wird mich stoßen, wenn er mich sieht. Deshalb halte ich mich ja versteckt!

Hat er dich denn schon einmal gestoßen oder hast du ihn wenigstens gesehen?

Nein, aber das Wildschwein hat mir von ihm erzählt.

Wer weiß, wie das ist, sagte das Mädchen. Wenn ich von der Wunderquelle am Nachtberg zurückkomme, will ich danach schauen. Komm heraus und habe keine Furcht. Siehst du, ich gehe ganz allein durch den Wald und fürchte mich nicht. Und richtig, es fühlte sich ganz ohne Furcht in dem Wald.

Wenn du den Nachtberg suchst, dann musst du dem Weg ins Tal folgen. Du musst aber auch durch Gegenden kommen, wo dir viele Gefahren drohen können, sagte nun plötzlich zu ihm das Rehkitz.

Ich fürchte mich nicht und werde sehen, was der Weg mir bringt, antwortete das Mädchen und ging los, gestärkt durch einen Tautropfen aus einem Frauenmantelblatt und einem winzigen Bisschen aus seinem Zwergenvorrat. Zwergenkinder sind wirklich sehr bescheiden!

Der Weg führte hinab. Links erhob sich ein steiles Gewirr von Felsklippen, Schluchten und schroffen Wänden. Rechts dehnte sich eine trockene bebuschte Steppe. Unter Bäumen ging das Mädchen dahin. Es war noch früh vor Tage. In den Felswänden wisperte und flüsterte es. Das Mädchen merkte, dass dort auch Zwergenvölkchen wohnten, aber sie tuschelten nur ganz leise und ängstlich. Schließlich als das Mädchen Stimmen ganz nahe hörte, blieb es stehen und rief: Ist hier jemand, der mir weiterhelfen kann? Da schaute ein bleiches schmales Gesichtchen ängstlich hinter einer Felsenecke hervor und rief: Rasch, verstecke dich hier bei uns.

Warum verstecken? fragte das Mädchen.

Komm her, dann wollen wir dir alles erzählen.

Das Mädchen schlüpfte hinter die Felsen in eine kleine Höhle, in der bei schwächstem Licht ein ängstliches, graues Völkchen beisammen hockte. Wo kommst du her, und wo willst du hin? fragte einer von ihnen.

Ich komme vom Vulkanberg, der oft so grimmig alles zerstört, dass wir nie in Ruhe leben können. Eine alte Frau riet uns, vom Wunderölwasser aus der Quelle am Nachtberg zu holen. Das macht alles Wilde sanft und alles Tobende still. Alle meine Brüder sind schon vor mir ausgezogen, um es zu erlangen, aber keine kehrte zurück. So habe nun ich mich auf den Weg gemacht, es zu holen und unseren Berg zu besänftigen. Könnt ihr mir sagen, wo ich den Nachtberg finden kann? Aber sagt mir doch zuerst: Warum lebt ihr hier so verängstigt und verschreckt in eurer Höhle?

Es ist ein schlimmes Land, sagte einer von ihnen. In der weiten Steppe lebt ein schrecklicher Drache, dessen Feueratem alles verdorrt. Wenn er einen von uns findet, verschlingt er ihn sogleich. Von Zeit zu Zeit kommt er an das Felsengebirge heran und mit seinem feurigen

Atem verbrennt er auch hier vieles. Mit seinen Zungen aber sucht er uns, um uns zu verschlingen. So leben wir in steter Furcht und niemand kann uns helfen.

Vielleicht werde ich es können, wenn ich vom Nachtberg zurückkehre, sagte das Mädchen. Denn es dachte bei sich: Wenn der Wunderquell solche Kräfte hat, wie uns gesagt wurde, wird sein Wasser auch den Drachen bezwingen.

Der Nachtberg ist weit, und noch größere Gefahren als der Drache erwarten dich. Du brauchst nur dem Weg weiter zu folgen. Er wird dich führen. Den Nachtberg aber kannst du auch nur bei Nacht finden, denn wenn das Tageslicht an Kraft gewinnt, wird er unsichtbar, und niemand kann ihn finden. Deswegen heißt er der Nachtberg.

Das Mädchen verabschiedete sich und ging weiter am Felsengebirge entlang. In der Dämmerung sah es hier und dort Feuer leuchten, die vom Feueratem des Drachen entfacht waren, doch es fürchtete sich nicht und ging immer weiter.

Lange ging es immer fort und stärkte sich nur von Zeit zu Zeit an einem Tautropfen und seinem kleinen Vorrat. Am meisten aber stärkte es die Gewissheit, auf dem rechten Weg zu sein.

Als es so lange Zeit fortgegangen war, kam es an einem Abend zu einer großen Felsenschlucht, aus der ein unaufhörliches Donnern drang. Der Weg führte steil geradewegs in die Tiefe hinab. Kein Ende war in der Finsternis zu sehen. Was sollte das Mädchen tun? Zurückgehen – das wollte es nicht. Warten, bis das Getöse nachließ – das war zu ungewiss. So vertraute sie dem Weg und ihrer Aufgabe und begann in den Abgrund hinabzusteigen. Laut hörte sie stürzende Wassermassen, drohender rückten die Felsen zusammen, Feuer flammten in der Tiefe auf und erloschen. Schließlich schien ihr Weg zu Ende. Sie schaute in einen tiefen Kessel hinab, in dem das schlimmste Treiben herrschte: Felsen wurden hin und her geschleudert, Feuer wurde empor geworfen – alle Elemente schienen in Aufruhr.

Da es nicht sah, wo es weitergehen könnte, setzte sich das Mädchen nieder, um oberhalb von dem schrecklichen Schauspiel zu rasten. Fast wollte es zweifeln, dass ein Fortkommen möglich wäre.

Müde von der langen Wanderung schlief es ein. Da wurde es hell um es herum, aber nicht wie es am Tag im Sonnenlicht ist, sondern alle Dinge schienen wie von innen zu leuchten. In der Ferne, jenseits des still gewordenen Talkessels erhob sich sanft bläulich leuchtend der Nachtberg. Klar war er zu sehen, und obwohl sie ihn noch nie zuvor gesehen hatte, wusste sie, dass er es war.

Plötzlich spürte sie, dass jemand hinter ihr stand – oder hatte jemand sie bei ihrem Namen genannt? Hatte jemand ‚Leonore‘ gesagt? Sie wandte sich um; da stand eine lichte Gestalt bei ihr, die sie stumm mit sprechendem Blick anschaute. Sie schien, wie alles hier herum, von innen zu leuchten.

Muss ich durch das fürchterliche Tal zum Nachtberg wandern? fragte das Mädchen.

Noch nicht, betritt die Brücke, die hier auf dem zarten Nebelstreif an den Felsen entlang führt, antwortete die lichte Gestalt.

Wird sie mich tragen?

Dein Vertrauen trägt dich.

Werde ich den Wunderbrunnen finden?

Der Weg führt dich zu ihm. Doch vor dem ersten Morgengrauen musst du zurück sein. Denn mit dem Sonnenlicht löst die Brücke sich auf.

Das Mädchen dankte und schaute noch einmal hinauf zur hohen Lichtgestalt, die ihm den

weiteren Weg gewiesen hatte. Dann schwand sie vor ihren Augen. - Es stand auf und betrat die Nebelstreifbrücke, die an den Felsen entlang über den Abgrund führte. Sie schien ihr fest und sicher zu begehen. Rasch schritt sie hinüber und kam bald zum Fuß des Nachtberges, der still und ruhig vor ihr gelegen hatte. Höher und höher stieg er vor ihr empor, je näher sie kam. Der Weg führte hinan bis zu einer Höhle, aus der ein matt rubin-rötlicher Schimmer leuchtete. Dort musste die Quelle sein. Als sie eintrat, sah sie, wie am rötlich leuchtenden Fels tropfenweise das Wunderwasser hervortrat. Es hielt seine Hände zusammen und fing darin so viel auf wie es fassen konnte. Dann dankte es voller Glück für die Gabe. Nun musste es rasch zurückgehen, denn die Nacht war weit fortgeschritten. Ruhig und sicher betrat es die Nebelstreifenbrücke, in den Händen die kostbare Flüssigkeit. Noch hatte es nicht ganz die Brücke überschritten, da leuchtete im fernen Osten der erste helle Streifen auf. Sie fühlte, wie die Brücke unter ihren Füßen weich und schwankend wurde. Schnell sprang sie vorwärts, um den rettenden Felsen zu erreichen. Mit einem Fuß erreichte sie den Felsenrand, aber einige Tropfen aus ihren Händen fielen hinunter in den Abgrund. Das Mädchen schlug mit dem Knie auf, konnte sich aber auf den Felsen retten, dann war auch schon die Nebelstreifbrücke verschwunden.

Nun musste sie zuerst nach einem Gefäß suchen, in dem sie das Wasser weitertragen konnte. Es schaute umher und sah viele Mulden in den Felsen, die das Wasser hätten aufnehmen können, aber wie sollte sie die Felsen forttragen? Lange suchte sie, bis sie einen Stein fand, der als Gefäß dienen könnte. Tropfen für Tropfen ließ sie in die Höhlung rinnen. Dann nahm sie das Steinkrüglein in die Hand und machte sich auf den Heimweg.

Schließlich kam sie wieder zum Land, das vom Feueratem des Drachen verbrannt war. Als es zum kleinen Volk in den Felsenhöhlungen kam, hockte dieses noch verschreckter als beim ersten Mal in den Felsritzen. Sie wagten kaum zu flüstern und ließen das Mädchen durch Zeichen und wenige Worte wissen, dass der Drache nebenbei schlief. Mutig ging sie in der gewiesenen Richtung und erblickte bald das vielköpfige Ungeheuer, das zu schlafen schien. Das Mädchen steckte einen Finger in das kleine Steingefäß und strich etwas vom Wasser auf einen der Köpfe. Gleich verlor der seine schreckliche Gestalt und den Feueratem. So schritt es von Kopf zu Kopf und verwandelte den Drachen, als es mit Schrecken bemerkte, dass sein kleiner Vorrat zuneige ging. Ich muss noch etwas für den Vulkanberg bewahren, um dessentwillen ich ausgegangen bin! So blieb ein Drachenkopf unverwandelt. Weil aber der ganze Drache durch die Berührung mit dem Wasser zusammengeschwunden war, lag nur noch ein zwar unschönes aber wenig gefährliches Tier auf dem Gras. Die kleinen Völker aus den Felsen kamen voller Neugierde hervor. Die Furcht wich von ihnen, und sie dankten dem Mädchen wie sie nur konnten.

Dies wollte nun so rasch wie nur möglich heim. Es schritt rasch daher, sorgfältig sein letztes Tröpfchen vom Wunderbrunnen am Nachtberg bewahrend. Schon glaubte sie sich nicht mehr fern vom Vulkanberg als sie noch einmal das Rehkitz traf. Hast du mir vom Wunderwasser mitgebracht, um den großen Rehbock sanft zu machen?

Hat er dich denn gestoßen? fragte das Mädchen.

Nein, aber das Wildschwein sagt es.

So lass uns zum Wildschwein gehen, sagte das Mädchen.

Sie gingen zum Wildschwein, das grunzend mit seinen Hauern die Erde umwühlte.

Du hast gesagt, der große Rehbock werde das Kitz stoßen. Ist das wahr oder hast du gelogen?

Wütend schaute das Wildschwein mit seinen kleinen roten Augen auf das Mädchen und

stürzte sich mit seinen Hauern auf es. Das Mädchen hatte aber das letzte Tröpfchen vom Wunderwasser auf seinen Finger genommen, und als der Eber ihm nahe kam, netzte es seine Schnauze damit. Wie angewurzelt blieb das Ungeheuer stehen, stürzte dann auf die Knie und schluchzte: Gelogen habe ich aus Bosheit, aus Bosheit. Und als gleich darauf der große Rehbock vorbeiging, tat er dem Kitz nichts, so dass es froh und stolz zu ihm hinschaute und dachte: So schön, groß und stark will ich auch einmal werden! Dann lief es, seine Mutter zu suchen.

Traurig ging nun das Mädchen mit seinem leeren Steinkrüglein weiter. Wie sollte es nur den Vulkanberg besänftigen? Es hatte doch nichts mehr von dem Wunderbrunnen übrig behalten.

Als es aber dorthin kam, wo sich der schroffe Vulkanberg mit seinen Schluchten und scharfkantigen Felsen erhob, breitete sich eine liebliche Hügellandschaft mit Wiesen und Büschen und Wäldern aus. Wie das Mädchen noch staunend stand und sich nicht genug wundern konnte, liefen ihr ihre Brüder entgegen und erzählten ihr alles was vorgefallen war: Bald nachdem sie ihr Haus verlassen hatten, waren sie durch das grimmige Toben des Berges in Schluchten abgestürzt und dort festgeklemmt gewesen. Was sie aber nicht erzählten, war, dass sie das Rehkitz zwar gesehen, aber ihm nicht geholfen hatten. Vor nicht langer Zeit hatte aber mit einem Mal der Vulkan tief aufgeseufzt, hatte noch einmal viel Dampf und Rauch herausgeblasen, und dann war ein Zittern durch seinen Leib gegangen, und er hatte sich zu dem sanften Hügelgelände verbreitert. Dadurch seien sie auch freigekommen.

Als das Mädchen fragte, wann das gewesen wäre, war es gerade zu der Zeit, als sie in höchster Gefahr von der Nebelstreifbrücke am Nachtberg auf den Felsen sprang, stürzte und einige Tropfen vom Wunderwasser in die Tiefen fielen.

Nun erzählte sie ihren Brüdern alles, was sie erlebt hatte. Vom Rehkitz, vom Drachen und dem Zwergenvolk, vom Abgrund und dem Nachtberg.

Von nun an lebten sie ohne Furcht bis an das Ende ihrer Tage.

Ein Märchen für Leonore

Was ist die Sonne?

Nach einem langen, dunklen und kalten Winter kam endlich wieder die Sonne hervor und sie wurde so stark, dass sie den Schnee auf den Straßen, Feldern und Wiesen schmelzen konnte. Die Erde trank die Wärme und das Licht voller Freude. Bald sprossden die ersten Frühlingsblumen – Krokusse, Narzissen und sogar die ersten Tulpen. Ein junges Schulkind fuhr mit seinem Vater an einem Acker vorbei, der im Herbst gepflügt worden war und nun schwarz glänzend in der Sonnenwärme dampfte. Alle freuten sich, dass der Winter nun endlich zu Ende war. Wie sie so fuhren, fragte das Kind: Vater, was ist die Sonne?

Der Vater besann sich und sagte: Siehst Du, Du freust Dich jetzt, dass der Frühling endlich gekommen ist. Du freust Dich aber auch, wenn Du zu Hause wieder die liebe Mutter und deine Geschwister siehst. Wo fühlst Du diese Freude?

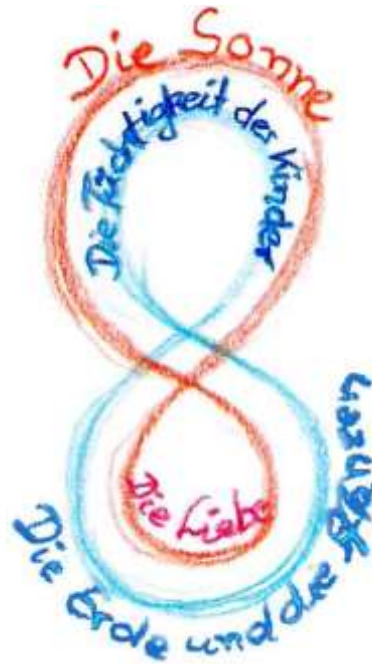
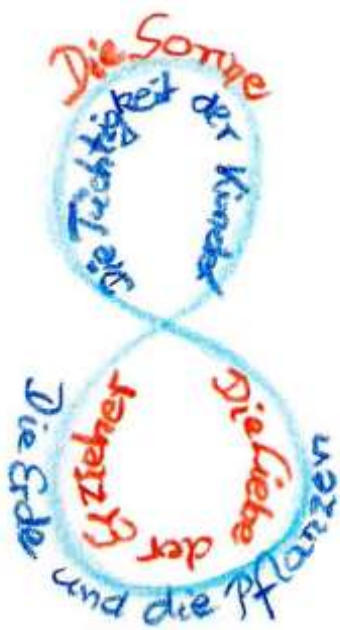
Da sagte das Kind sofort: Die fühle ich in meinem Herzen!

Ja, sagte der Vater, die fühlst Du in Deinem Herzen. Und wenn der Himmel lacht und sich freut, dann scheint die Sonne. Die Sonne ist das Herz des Himmels.

Aber noch etwas will ich Dir sagen: Du kannst ja sehen, wie die Sonne die Kraft hat, die

Blumen und alles Leben aus der Erde hervor zu locken. Wenn die Eltern und Großeltern und die Lehrer die Kinder recht lieb haben, wenn die Liebe der Erwachsenen ein Kind bescheint, dann ist die Liebe wie der Sonnenschein für das Leben der Erde: Die Kinder werden dann ganz lebendig und wie die Blumen aus der Erde hervorkommen, so sprießen viele gute Fähigkeiten aus den Kindern hervor. Sie werden zu ganz tüchtigen Menschen. So kann man das Sonnenlicht mit der Liebe und die Blumen mit den wachsenden Fähigkeiten der Kinder vergleichen.

So kann der Mensch durch die Welt und die Welt durch den Menschen verstanden werden.



Wie der faule Bauer wieder arbeiten lernte

Vor langer Zeit lebte am Hang des Riesengebirges ein Bauer mit seiner Familie. Lange galt er als einer tüchtigsten Bauern im Dorf, der Haus und Hof in Ordnung hielt und so zwar nicht reich wurde aber für seine Familie und sich alles Notwendige zum Leben hatte. In einem Jahr aber schien sich der Teufel in sein Herz eingeschlichen zu haben. Er wurde nachlässig in seiner Arbeit, unterließ, was zwar im Augenblick nicht notwendig schien, aber doch nach und nach Haus und Hof in immer schlechteren Zustand brachte. Das Schlimmste aber war, dass er sich dem Trunk ergab. Um abends oder sogar schon am Tage im Wirtshaus sitzen und trinken zu können, verdingte er sich immer öfter bei Großbauern und, statt für die eigene Landwirtschaft zu arbeiten, arbeitete er dort. Dafür bekam er nämlich bares Geld, das er im Wirtshaus vertrank.

Seine Frau hatte dies alles wohl bemerkt, und oft machte sie ihm mit guten oder bösen Worten Vorhaltungen, die aber gar nichts nützten. Er wollte davon nichts hören und meinte nur, dass es so schlimm gar nicht wäre, wie sie ihm sagte. Sie arbeitete so viel sie konnte, stand vor Tage auf, um im Stall die letzten Kühe, die sie noch hatten zu melken und zu füttern. Sie mähte mühsam an den Wegrändern Futter, denn manche Wiese hatten sie schon verpachten oder gar verkaufen müssen, um wenigstens etwas Geld zum Leben für ihre vier Kinder und sich zu haben.

Vieles aber, was schwere Männerarbeit war, konnte sie nicht selber tun und so wuchs ihre Trauer und Verzweiflung von Tag zu Tag. Was konnte sie nur tun, um ihren Mann wieder zur Arbeit zu gewinnen und ihre ärmliche Lage zu verbessern?

Es war wieder einmal Mai – der dritte seit sich ihr Mann dem Trunk ergeben hatte. Es war Zeit, das Gras für das erste Heu zu mähen und wenn sie es nicht jetzt taten, würden sie im Winter kein Futter für ihre letzten zwei Kühe haben, die doch mit ihrer Milch die wichtigsten Ernährer ihrer Kinder geworden waren. Die Kälber brachten ihr wenigstens etwas Geld in die karge Familienkasse.

Als eines Abends ihr Mann spät betrunken nach Hause kam, bat sie ihn inständig, doch wenigstens das Gras ihrer letzten Wiese, einer Wiese am Hang des Riesengebirges, zu mähen. Das hat noch Zeit, sagte er wie so oft, wenn er nichts tun wollte. Plötzlich sagte sie etwas, was ihr – sie wusste nicht wie – plötzlich in ihrer Verzweiflung in den Sinn kam: Wenn Du morgen früh die Wiese nicht mähest, will ich zum Rübezahl gehen und ihn um Hilfe bitten. Er wird dich schon auf die Beine bringen. Lass mich mit deinen Kindergeschichten in Frieden! Niemand hat ihn wirklich gesehen.

Natürlich kannte er wie alle, die am Riesengebirge wohnen viele Geschichten von Rübezahl, wie er Menschen manches zugefügt hatte aber vor allem auch, wie er manchem in Not geholfen hatte. Der Name Rübezahl war ein Spottname, den Menschen ihm gegeben hatten. Sein eigentlicher richtiger Name war aber ‚Herr des Gebirges‘, denn er gebot über alles Naturgeschehen im Riesengebirge. Er konnte Stürme erwecken, Felsen stürzen und Quellen erwecken. Alles gehorchte ihm. Nur mit den Menschen hatte er seine Plage. Sie verstanden nicht sein Reich und seine Herrschaft und taten vieles, was dem Leben der Natur entgegen war. So musste er manches durch entfesselte Gewalten korrigieren, aber nie kam er wirklich gegen das Menschevolk wirklich an. Von Jahr zu Jahr wurden sie unverständiger, und es ist gut zu verstehen, dass er den Menschen nicht nur wohlgesonnen war. Das aber hinderte ihn nicht zu helfen, wo er ein gutes Herz und ernste Not sah.

An diesem Abend war Vollmond. Der Bauer schnarchte in seinem Rausch auf der Ofenbank, und die Bäuerin dachte, sie wollte ihrem Mann doch einen richtigen Schrecken versetzen. Kurz entschlossen nahm die Sense, einen Wetzstein und einen Rechen und machte sich auf den Weg zur Bergwiese. Sie wollte dort mähen und sagen, der Rübezahl hätte es getan und

würde ihn strafen, wenn er nicht rasch das Gras zum Trocknen ausbreitete und am Abend wieder zusammenreichte. Mutig ging im hellen Mondlicht den langen Weg zur Bergwiese hinan. Als sie ankam, waren schon Nebel aus der Wiese aufgestiegen. Sie schärfte die Sense, legte den rechen beiseite und begann in der hintersten Ecke zu mähen. Langsam nur kam sie voran. Ein langer Arbeitstag lag hinter ihr und nur zu gerne hätte sie sich hingelegt und geschlafen. Fast schlief im Mähen ein. Nur ihr Einfall, wie sie ihren Mann hoffte zur Arbeit zu bringen, half ihr auf den Beinen zu bleiben.

Plötzlich hörte auf dem Kiesweg, der vom Gebirge herab an ihrer Wiese vorbeiführte kräftige Schritte. Das wird der Nachbar Hans sein, der manches Mal spät abends noch vom Gebirge herabkommt, wo er in einem Köhlerhaus ein Mädchen es ihm so sehr angetan hatte, dass er den langen Weg nach der Arbeit nicht scheute, um in ihrer Nähe zu sein. Sonst sahen sie sich sonntags in der Kirche.

Hans, rief die Bäuerin, komm und hilf mir! Ich bin zu müde, um noch die ganze Wiese zu mähen. Sie ging hinüber zum Wegrand und sah einen großen Mann mit schweren Stiefeln und großem Hut mit breiter Krempe näher kommen. Gleich sah sie, dass dies nicht Nachbar Hans war. Fast schien es, als glommen seine Augen aus der Dunkelheit unter dem Hut.

Herr, stammelte die erschrockene Frau, verzeiht, wenn ich euch für den Nachbarn Hans hielt. Er kommt manchmal abends vom Gebirge herab. Was wollt ihr, fragte der Fremde. Was tut ihr zu so später Stunde hier oben? Ach Herr, sagte die Bäuerin und fasste sich plötzlich ein Herz, wüsstet ihr, welche Sorgen auf meinem Herzen lasten! Und, einmal begonnen, schüttete sie ihr Herz dem Fremden aus, der nicht antwortete, dann aber die Sense nahm und ihr mit einer Handbewegung gebot zur Seite auf den Weg zu treten. Dann schritt er in den Nebel hinein und mit jedem Schritt schien seine Gestalt und mit ihr die Sense in seiner Hand zu wachsen. In der hintersten Ecke, wo sie nur wenige Schnitte getan hatte, begann er mit weit ausholendem Schwung die Sense singend durchs nasse Gras zu ziehen. Riesenschnitt nach Riesenschnitt folgte und bald trat er wieder zu ihr heran, gab die Sense in ihre Hand und sprach: Sagt dem Bauern, er solle morgen früh hier zur Stelle sein und das Gras ausbreiten, sonst käme der Herr des Gebirges, den die unverständigen Menschen Rübzahl nennen Schlag 12 Uhr mittags und würde ihn selber holen. Dies habe es ihm sein junger lichter Herr befohlen. Damit verschwand er, wie er plötzlich erschienen war.

So erschrocken die Frau war, dass ihr tatsächlich der Herr des Gebirges erschienen war, so hoffnungsvoll eilte sie nach Hause. Auf dem Wege aber dachte sie noch einmal alles durch, was ihr begegnet war. Ja, sie war sicher, nicht geträumt zu haben. Was mochte daraus noch alles werden? Und was meinte er mit dem jungen lichten Herr, der ihm, dem Alten etwas zu befehlen hatte.

So erwartungsvoll wie heute war sie schon lange nicht mehr eingeschlafen. Schien sonst mancher kommende Tag wie eine schwere Last, die ihre Kräfte überfordern würde, so schlief sie nun freudig dem neuen Tag entgegen. Die Nacht war kurz, aber sie wachte frisch auf, tat ihre Pflichten, weckte die Kinder mit dem Tagesanbruch und hieß sie helfen, versorgte das Vieh und begann im Haus alles neu herzurichten und zu säubern. Ihrem Mann aber befahl sie, auf der Waldwiese das Gras auszubreiten. Der Herr des Gebirges habe es gemäht und befohlen, dass er es vor dem Mittag täte.

Ammenmärchen schalt der Bauer und drehte sich unwillig auf die andere Seite. Heute hatte er keine Arbeit bekommen und so hoffte er einmal richtig ausschlafen zu können. Auf seine Frau wenigstens von Zeit zu Zeit zu hören, hatte er schon ganz verlernt. Die Bäuerin rief ihren Ältesten: Lauf rasch hinauf zur Waldwiese und erzähle dem Vater, was du dort siehst. Schneller als erwartet und ganz aufgeregte kam der Sohn zurück und rief schon von weitem: Vater, es ist nicht mit rechten Dingen zugegangen. So kann kein Mensch mähen. Solche Riesenschnitte kann man mit unseren Sensen nicht machen.

Und wenn auch, sagte trotzig der Bauer. Wenn Rübezahl gemäht hat, soll er auch das Gras ausbreiten und abends wieder zusammenrechen. Ich brauch niemanden, der mir Arbeit macht. So sehr die Frau ihn auch drängte, sie konnte ihn nicht dazu bewegen, etwas für den Hof zu tun, so als sei es gar nicht seine Landwirtschaft.

Schließlich nahte die Mittagsstunde und die Frau bereitete ein karges Mahl mit wenigen Kartoffeln und einem Krug voll Milch. Als es gerade vom Kirchturm Mittag geschlagen hatte, schlug es hart an die Tür. Die Frau sprang auf, öffnete die Tür und bat den Fremden mit einer tiefen Verbeugung und freudig klopfendem Herz herein. Sie bat ihn, sich zu ihr und den Kindern an den Tisch zu setzen und mit dem bescheidenen Mahl vorlieb zu nehmen. Der Herr konnte in der niedrigen Stube kaum stehen. Schon beim Eintritt hatte er sich unter der Tür tief beugen müssen. Er warf einen Blick auf den Bauern, der noch immer auf der Ofenbank lag, wenn er auch nicht mehr schlief. Gott zum Gruß, Herr Nachbar, sagte er, aber der Bauer brummte nur etwas Unverständliches, das sicher nicht freundlich gemeint war.

Als der Herr endlich auf der niedrigen Tischbank Platz genommen hatte und das bescheidene Essen für die dünnen blassen Kinder sah, griff er in seine weiten Taschen und holte daraus einen großen Brotlaib, ein gelbes Stück Butter, Käse und sogar einen Schinken hervor. Die Augen der Kinder wurden immer größer. Solche Kostbarkeiten hatte sie schon lange nicht mehr gehabt. Nun wurde geschmaust und gelacht. Am meisten Freude aber schien der Fremde zu haben als er die Freude der Kinder sah.

Als schließlich keiner mehr auch nur einen Bissen essen konnte und doch noch reichlich übrig geblieben war, dankten sie Gott und standen alle auf. Der fremde Herr hieß sie, ihn mit dem Bauern alleine zu lassen. Nun Herr Nachbar, begann er, wollt ihr eure arme Frau weiter so leiden zu lassen, die euch doch wahrhaftig liebt und ohne die ihr schon längst verloren wärt. Der Bauer tat als hörte er nichts. Was sollte er auch sagen?

Wollt ihr nicht hinauf zur Waldwiese gehen und das gemähte Gras ausbreiten? Ich brauche euren Rat nicht, begann der Bauer zu schimpfen. Macht, dass ihr aus meinem Hause kommt! Gerne ginge ich, sagte der Fremde, wenn nicht eure Frau mich in großer Not um Hilfe gebeten hätte. So steht nun auf und tut, was ihr zu tun habt. Voller Zorn sprang der Bauer auf, ergriff das nächste Holzschwert und wollte nach dem Fremden schleudern. Doch das schien wie durch Zauber an seiner Hand angewachsen, fuhr herum und schlug ihn an den Hinterkopf. Er stürzte zur Tür, ergriff den Rechen, der dort stand, aber auch der ließ sich nicht gegen den Fremden richten. Da rannte hinaus, den Rechen immer in seiner Hand, um im Wirtshaus Trost zu finden und den Albtraum abzuschütteln. Seine Füße aber trugen ihn nur den Weg ins Gebirge hinauf und auch den Rechen konnte er nicht aus der Hand lassen. So sehr Kopf und Augen zum Wirtshaus sich hinwandten, die Füße schienen nur eine Richtung zu kennen: zur Waldwiese. Viel Glück für euer neues Leben, rief noch der Fremde, dann war er verschwunden.

Es blieb wie verhext. Nur zu rechter Arbeit gehorchten ihm seine Glieder. Wie es in solchen Fällen häufig ist: Als er das Gras ausgebreitet und zum Abend wieder zusammengerechnet hatte, kam er stolz herunter: War er nicht ein tüchtiger Mensch, der zu arbeiten verstand? Hatte er nicht einen Gang ins Wirtshaus wirklich verdient? Es blieben aber seine Glieder wie verhext. Sie folgten ihm nur zu rechter Arbeit. Sie fiel ihm anfänglich schwer, aber mit der Zeit begann er wieder Freude daran zu haben. Er dichtete das undichte Dach, erneuerte den Zaun, säuberte und weißte den Kuhstall und tat vieles, was so lange vernachlässigt war. Die Freude der Kinder und das Lob seiner Frau stärkten ihn und bald schien die dunkle Zeit wie eine Nacht, aus der er endlich erwacht war. Er nahm die verpachteten Wiesen und Felder wieder unter seine Arbeit, vermehrte jedes Jahr seine Herde und war bald wieder einer der angesehenen Bauern in seiner Gemeinde. Vielen schien es wie ein Wunder, dass er eine solche Verwandlung hatte durchmachen können.

Eines Sonntags sprach sogar der Pfarrer über ihn als ein gutes Beispiel. Das war ihm nun doch nicht so recht, den er wusste wohl, wem der Wandel zu danken war. Abends sprach mit seiner Frau und sagte: Meine liebe Frau, wo wäre ich ohne dich? Sie aber sagte: Nicht mir hast du zu danken. Lass uns beide dem Herrn des Gebirges danken, denn ohne ihn hätte ich nichts vermocht. Du hast Recht, sagte er, aber ohne deine treue Liebe zu mir hätte er nicht helfen können. So lass uns ihm einen Dank in das Gebirge bringen, sagte die Frau, und in ihrer Einfalt beschloss sie, einen Kuchen zu backen und ihn in das Gebirge hinauf zu tragen.

So tat sie es am folgenden Sonntag. Nach dem Kirchgang machte sie sich mit einem Korb auf den Weg, um dem Herrn des Gebirges ihren Dank abzustatten. Bis auf die Passhöhe ging sie durch dichten Wald, immer nach ihm Ausschau haltend. Aber sie konnte ihn nirgends erblicken. Schließlich stellte sie ihren Korb mit manchen guten Gaben unter eine große Eiche und rief schüchtern nach ihm, aber niemand erschien. Da dachte sie: Er wird mich schon hören und sie begann ihm laut ihren Dank zu sagen. Nur ein Eichhorn saß auf einem Ast und hörte ihr zu. Zum Ende vergaß sie nicht, auch dem jungen lichten Herrn den Dank zu sagen. Dann wandte sie sich um zur Heimkehr. Nur das Eichhorn geckerte und ein Wind ließ den Wald rauschen.

Für meine Kinder

Iwan

Im alten Russland lebte als Knecht auf einem Bauernhof Iwan. Er war groß und stark und konnte mit seinen zwanzig Jahren schon für einen richtigen Mann gelten, wenn er nur nicht ... naja, ihr werdet ja sehen, dass er zwar groß aber doch noch nicht weise war.

Es war Winter und der hatte eine weite weiße Decke über das Land gezogen. Alles hatte der Schnee eingehüllt. Selbst die Dorfstraßen, die im Herbst noch abgründtiefer Sumpf gewesen waren, sodass man ohne Pferd nicht hindurch kommen konnte, waren im Frost hart gefroren und durch den Schnee zu wunderbaren Schlittenbahnen geworden, auf denen jeder, der Lust und Zeit hatte oder etwas besorgen musste, mit lustigem Läuten der Schlittenglocken umher fuhr. Man rief sich fröhlich einige Worte zu, wenn man einander traf, denn in der letzten Nacht hatte der schon alt gewordene Schnee einen neuen frischen Überzug von feinstem Pulverschnee bekommen, der an den Hufen der Pferde stäubte und auch hinter dem Schlitten wie eine kleine Nebelfahne aufwirbelte.

Es war Heiligabend, und wenn auch im alten Russland das Weihnachtsfest etwas anders als bei uns gefeiert wurde, so gab es doch ein Fest. Wer nur konnte, fuhr am Abend zur Kirche, wo der Gottesdienst bis tief in die Nacht hinein dauerte. Für den ersten Weihnachtstag aber richteten die Hausfrauen und Mägde ein Festmahl.

Auch auf dem Hof, auf dem Iwan als Knecht diente, waren die Vorbereitungen für das Fest weit fortgeschritten. Iwan sollte frei haben, damit er auch ins Kirchdorf fahren konnte, das etwa sieben Werst entfernt lag. Iwan wusch sich gründlicher als sonst und zog seine besten Sachen an. Natürlich dürft ihr nicht denken, dass ein russischer Knecht im alten Russland viel Auswahl unter seinen Sachen gehabt hätte. Doch wie auch immer, die Hose, die Jacke und das Hemd waren die besten, die er besaß. Die derben, mit Stroh ausgepolsterten Stiefel sollten seine Füße warm halten. Ein Schafpelz und eine große Pelzmütze, die unter dem Kinn zugebunden werden konnte, schützten ihn vor der Kälte, die mit dem Ostwind gekommen war. Frohgemut spannte er ein Pferd vor den Schlitten, polsterte ihn mit frischem Stroh noch einmal aus, knallte mit der Peitsche, und aus dem Hoftor hinaus ging es auf den etwas erhöhten Dammweg. Er war noch nicht zweihundert Schritte gefahren, da kam ihm Elisabeta, die Magd mit einem hoch mit Heu beladenen Schlitten entgegen. Sie holte das Heu für die Kühe aus dem Heuschober, der weiter draußen bei den verschneiten Wiesen stand.

Iwan spornte sein Pferd mit der Peitsche an und fuhr geradewegs auf Elisabeta zu. Rasch lenkte sie das Pferd vom schmalen Weg zur Seite, da schlug der mühsam hoch beladene Schlitten um. Iwan hatte das wohl bemerkt, und er hörte auch noch Elisabeta rufen: „Iwan, halte an, hilf mir den Schlitten wieder aufrichten und das Heu aufladen.“ Er aber rief im Übermut nur zurück „Ich habe frei!“ und fuhr weiter. Elisabeta aber schmerzte es sehr, dass Iwan sie so behandelte. Das ist nicht der Iwan, der mir oft hilft, wenn ich ihn um etwas bitte, dachte sie, der so fröhlich sein kann und wie keiner geschwind bei der Arbeit ist. So musste sie alleine den Schlitten wieder aufrichten. Mit zwei Fahrten brachte sie schließlich das Heu in den Kuhstall. Geduldig half ihr der Braune dabei und wurde auch nicht unwillig als es eigentlich schon längst Zeit für das Futter war.

In dieser Winterszeit sind die Tage am kürzesten vom ganzen Jahr. Auch wenn der Schnee noch lange hell leuchtet, wird es früh dunkel. Und als Iwan in Pawlowsk ankam, standen die Sterne hell und klar am Himmel, und der junge Mond stand im Westen dicht unter dem Abendstern. Kalt wird die Nacht werden. Sobald der Wind aber drehte, würde er neue Schneewolken heranzuführen.

Aus allen Richtungen kamen von den kleineren Dörfern Schlitten zum Kirchdorf herangefahren. Es läutete fröhlich und an vielen Schlitten schwankte eine Laterne wie ein beweglicher Stern hin und her. Viele Schlitten standen schon um die Kirche herum, so als

wollten die Pferde von draußen dem Gottesdienst beiwohnen. Vor ihren Nüstern gefror ihr warmer Atem zu kleinen Schneeflocken. Die meisten Bauern hatten ihren Pferden wegen der Kälte eine Decke übergeworfen.

Ehe Iwan die Kirche erreichte, kam er an einem Wirtshaus vorbei, das nicht weit entfernt stand. Laute Stimmen drangen von innen heraus. Es schien, dass mancher statt der Kirchentür nur die Wirtshaustür gefunden hatte. Da drinnen waren sicher junge Leute aus den Dörfern ringsum. Es kann nicht schaden, sich vor dem langen Gottesdienst in der kalten Kirche noch etwas aufzuwärmen, dachte Iwan, hielt den Schlitten an, stieg ab und ging die wenigen Stufen zum Gasträum hinauf. Als er die Tür öffnete, schlugen ihm dichter Qualm, ein lautes Stimmengewirr und der Geruch von Bier entgegen. Iwan trat ein und sah bald manchen Bekannten. Sogar Freunde aus seinem Heimatdorf waren da, mit denen er schon manchen Streich verübt hatte. Laut wurde Iwan von seinen vielen Freunden begrüßt und in ihre Mitte aufgenommen. Alles wäre gut gewesen, wenn nicht in einer Ecke mit ein paar Freunden, Pawlow der Rote gesessen hätte. Er war etwas älter als Iwan und der einzige weit und breit, der es mit ihm aufnehmen konnte. Erst beim letzten Kirchfest waren sie wegen eines Mädchens, mit dem jeder von ihnen tanzen wollte, so aneinander geraten, dass beide mit blauen Flecken und blutender Nase schließlich von ihren Freunden getrennt wurden, das Mädchen aber mit einem anderen tanzen ging. Ein paar böse höhnische Worte flogen hin und her aber zu einer neuen Prügelei sollte es heute Abend doch keiner von ihnen kommen lassen.

Immer wieder dachte Iwan daran, dass er doch eigentlich wegen des Gottesdienstes nach Pawlowsk gefahren war und dass es doch längst Zeit wäre, hinüber in die Kirche zu gehen. Warm war es ihm längst genug. Mancher mochte so denken, aber er wartete, dass ein anderer als erster ging und so ging keiner. Man grölte, sang und trank, bis Iwan vor Müdigkeit umzufallen drohte. Schließlich raffte er sich auf und verließ die Gaststube. Die kalte klare Nachtluft machte ihn wieder wach. Als er aber sah, dass die ersten Kirchgänger schon wieder nach Hause fuhren, beschloss er, lieber seinen Rausch auszuschlafen. Auch schämte er sich, so in die Kirche zu gehen. Er nahm dem Pferd die Decke ab, schüttete das Stroh auf, wendete den Schlitten und begann, heimwärts zu fahren.

In den Stunden seit seinem Kommen hatte der Wind gedreht. Immer dichtere Wolken zogen von Westen heran. Es wird wohl bald zu schneien beginnen, sagte sich Iwan, es wäre gut, wenn ich vor einem dichten Schneetreiben nach Hause käme. So ließ er das Pferd rascher traben, während das Schneetreiben immer dichter wurde. Der Wind nahm zu, und die Luft war von dichtem Schneetreiben erfüllt. Wäre ich doch nur schon zu Hause, sagte Iwan zu sich selber. Von der nächsten Kreuzung sind es noch zwei Werst bis zum Hof. Das kann ich abkürzen, wenn ich quer über die Äcker fahre, dachte er sich, und er lenkte das Pferd vorsichtig von der leicht erhöhten Straße hinab aufs Feld. Dort ging es nicht so leicht vorwärts wie er gehofft hatte, doch da er es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, trieb er das Pferd so gut es ging vorwärts. Iwan schien nicht bedacht zu haben, dass ein Bach sich im Sommer durch die Felder schlängelte. Jetzt war der Bauchlauf schwer zu erkennen, denn der letzte Schneesturm hatte ihn ganz zugeweht. Das Pferd blieb plötzlich stehen. Iwan schlug mit der Peitsche auf es ein. Da sprang es vorwärts, versank bis zum Bauch im Schnee, der Schlitten mit Iwan schlug um und sein Bein klemmte zwischen zwei Hölzern ein. Das Pferd versuchte, sich zu befreien, erreichte festen Grund und zog Iwan mit dem Schlitten auf das andere Bachufer. Iwan verspürte einen stechenden Schmerz. Das Bein war frei aber gebrochen. So sehr er brüllte, das Pferd lief mit dem umgestürzten aber nun erleichterten Schlitten in die dunkle Nacht hinein fort.

Schlagartig war Iwan klar, dass dies seinen Tod bedeutete, wenn nicht Menschen ihm zu Hilfe kämen. Wie aber sollte ihn hier jemand finden? Er musste zurück zum Weg! Und so fürchterlich das gebrochene Bein auch schmerzte, schleppte er sich auf Knien und Händen durch den Schnee zurück zur Stelle, wo er das Pferd vom Weg ab in das Feld gelenkt hatte.

Da aber war seine Kraft zu Ende. Er konnte nur noch hinhocken und versuchen, seinen Pelz und seine Mütze so fest zu schließen, dass der Schneestaub, den der Wind vor sich hertrieb, nicht überall eindrang. Es war der Gottesdienst noch nicht zu Ende, dachte Iwan. Der eine oder andere wird hier noch vorbei kommen und mir helfen, hoffte er. Angestrengt spähte er durch das Schneetreiben und horchte auf den Klang eines Glöckchens, das Rettung versprach. Dabei erinnerte er auch, was er seit seiner Abfahrt erlebt hatte: Den umgestürzten Heuschlitten von Elisabeta, die vielen Schlitten, die zur Kirche fuhren, das Gasthaus mit seinem Gelärme, dem Qualm und Dunst. Ja, wenn nur nicht Pawlow der Rote dort gewesen wäre! Hätte ich nicht doch besser gleich in die Kirche gehen sollen? fragte er sich selber. Aber was heißt das alles. Hier ging es um Leben und Tod. Endlich hörte Iwan das helle Geläut eines Schlittens. Er schöpfte neue Hoffnung, richtete sich auf so gut es ging. Da nahte auch schon der dunkle Schatten eines Schlittens heran. „Halt, halt in Gottes Namen“, rief er. Der Schlittenführer zog die Zügel an, das Pferd blieb bei Iwan stehen. „Was ist?“ rief der Mann vom Schlitten herunter. „Hilf mir“, rief Iwan, „ich liege hier mit gebrochenem Bein“. „Bist du nicht Iwan aus Michaelowka?“, rief der Mann zurück und nun erkannte Iwan an der Stimme Pawlow den Roten. Der schlug mit seiner Peitsche auf das Pferd und rief nur noch: „Sei froh, dass ich dir die Schläge vom Sommer nicht jetzt zurückzahle“ und damit verschwand er im dichten Schneetreiben. Ein tödlicher Hass durchfuhr Iwan. Alle Verwünschungen rief er ihm nach. Eiseskälte zog in sein Herz. Du sollst mir nicht heil davonkommen, wenn ich dir noch einmal begegne, schwor er sich. Der Gedanke, dass er zur Feindschaft selber beigetragen hatte, kam ihm damals noch gar nicht.

Es blieb Iwan gar nichts anderes übrig, als zusammengekauert im Schnee mit dem schmerzenden Bein sitzenzubleiben. Immer kälter wurde es. Vieles zog durch Iwans Seele: erst wieder der umgefallene Schlitten von Elisabeta und die Gaststube, dann der Hass auf Pawlow, dann aber auch Dinge, die lange zurücklagen. Plötzlich erinnerte er sich an ein Weihnachtsfest zu Hause, wo die Eltern in der warmen Stube vor der Ikone bei Kerzenlicht Gott lobpriesen. Dann war Iwan wieder wach und hörte hinaus in den Schneesturm, ob nicht ein neues Glöckchen zu hören war. Der Hass auf Pawlow stieg wieder auf und schnitt durch seine Seele wie kalter Stahl. Dann tauchte ein anderes Bild auf, wo er krank war und seine Mutter liebevoll sich über ihn neigte. Ihre Liebe schien ihm jetzt wie Sonnenschein, der ihn ganz durchwärmte. Und wieder lauschte er hinaus in die Nacht und der kalte Hass ergriff ihn. Schließlich dünkte ihn, er wäre selbst ein neugeborenes Kind und die Mutter neigte sich über ihn. In ihrem liebevollen Gesicht leuchtete ein solches Glück und eine solche Wärme strömte von ihr aus, dass er sich ganz warm und geborgen fühlte.-

Pawlow aber war, als er Iwan alleine im Schnee zurückgelassen hatte, bis zur nächsten Wegkreuzung gefahren. Er wusste wohl, dass er nicht recht gehandelt hatte, und sein Gewissen sprach nun durch all den Hass auf Iwan doch in seiner Seele. So beschloss er an der Kreuzung links abzubiegen, statt seinen eigenen Weg geradeaus zu fahren, und auf dem Hof in Michaelowka Bescheid zu geben. Ja, so wollte er es tun. Langsam ging es durch den tiefen Schnee vorwärts, der schon neu alles wieder bedeckt hatte. Schließlich kam er an das Hoftor. Davor stand noch das Pferd von Iwan mit dem umgefallenen Schlitten, denn niemand hatte es wohl bemerkt. Alles schien zu schlafen. Pawlow schlug mit dem Peitschenknäuel an das Tor, dass die Hunde wütend bellend aufsprangen. Lange dauerte es, bis Elisabeta am Tor erschien. „Hier steht Iwans Pferd mit umgestürztem Schlitten. Er selbst sitzt etwa drei Werst von hier am Straßenrand. Wenn er noch leben soll, so holt ihn.“ „Wie soll ich ihn holen“, sagte Elisabeta, „der Bauer liegt krank und die Hausfrau wird mir nicht helfen können. Fahre mit mir“, sagte sie. Pawlows Gewissen hatte schon soweit die Oberhand gewonnen, dass er in dieser Heiligen Nacht nicht ganz unmenschlich sein wollte. Gestraft war Iwan schon genug. „Wir werden nicht zu dritt auf einem Schlitten Platz haben“, sagte Pawlow. „So hilf Iwans Schlitten aufzurichten, und ich will dir nachfahren“, sagte Elisabeta.

So geschah es. Als Mitternacht schon längst vorbei war, fanden sie Iwan. Er atmete noch, konnte aber nur noch phantasieren von Licht und Wärme.

„Wenn wir ihn nach Hause bringen, wird er uns sterben müssen“, sagte Elisabeta, „warum hast du ihn nicht gleich mitgebracht, als du ihn fandest?“ Pawlows Hass war ganz verfliegen als er das hilflose Bündel auf den Schlitten hob. „Hier kann nur noch ein Arzt helfen“. Doch der war weit. Vier Stunden waren es in die Stadt Pskow. „Ich will mit dir fahren“, sagte Pawlow. Sie betteten Iwan so warm wie möglich neben Elisabeta. Es war noch dunkel, als sie in Pskow ankamen.

Der schon recht alte Arzt untersuchte Iwan sorgfältig. Ihr werdet verstehen, wie Elisabeta erschrak, als der Arzt kam und sagte: „Die erfrorenen Glieder kann ich nicht retten, sie müssen bis auf Stümpfe amputiert werden, und noch ist nicht gewiss, dass Iwan das überleben wird.“ Elisabeta hatte bei sich schon lange beschlossen, dass Iwan einmal ihr Mann werden sollte. Daran war nun gar nicht mehr zu denken. Sie wollte aber im Krankenhaus bleiben, bis sie sicher war, dass Iwan überlebte.

Nach einer langen Operation wurde Iwan zurück ins Bett gebracht der Rest von einem großen starken Menschenleib. Vor Schmerz konnte Elisabeta zuerst kaum atmen, dann weinte sie lange. In diesem Schmerz fasste sie einen Entschluss: Iwan wird ohne Hilfe nicht mehr leben können. Ich will an seiner Seite bleiben, so lange Gott und meine Kräfte es erlauben.

Die Wintersonne schien hell durch das Fenster als Iwan zum ersten Mal die Augen wieder aufschlug. Sein Blick schweifte von der Zimmerdecke zu den Wänden. Noch stand ihm das Schwerste bevor. Wo war er? Was war geschehen? Schließlich traf sein Blick die Augen von Elisabeta. „Bist du hier?“ fragte er, „warum bist du hier? Und warum liege ich hier in einem Bett? Es wird zu tun geben! Lass uns gehen!“ Er hob mit den Händen die Bettdecke, aber merkwürdig, sie blieb auf ihm liegen. Nur zwei verbundene Armstümpfe kamen hervor. Es schien ihm gar zu gespenstisch. Wache ich, oder träume ich, durchfuhr es ihn. Er bewegte die Beine um aufzustehen, aber sein Körper blieb liegen. „Was ist mit mir? Was habt ihr mit mir getan?“ fast schrie er es voller Angst, denn er konnte nicht glauben, was er erlebte. „Guter,“ sagte Elisabeta, „liege still, du wirst alles begreifen.“ Die Stimme von Elisabeta beruhigte ihn, und wieder fiel er in einen langen Schlaf.

Die Sonne stand schon tief als er wieder erwachte und noch immer saß Elisabeta neben ihm. „Bist du hier?“ fragte er wieder als er sie sah, und in seinem Herzen fühlte er dankbare Wärme aufsteigen. Wieder wollte er aufstehen, aber auch diesmal schlug der Versuch fehl. „Was ist mit mir?“ fragte er wieder, „was habt ihr mit mir getan?“ „Besinne dich,“ sagte Elisabeta. „Weißt du noch, was du am Heiligen Abend getan hast?“ Mühsam besann sich Iwan. Den umgeschlagenen Heuschlitten von Elisabeta konnte er nicht vergessen. Sein Weiterfahren hatte ihn schon in jener Schneenacht geschmerzt. „Vergib mir“, sagte er zu ihr. Sie strich ihm über das Haar. So vergab sie ihm. „Was hast du weiter dann getan? fragte sie. Er erzählte von seiner Fahrt durch den Schnee nach Pawlowsk, wie von allen Seiten die Schlitten zum Gottesdienst führen, wie er aber in das Wirtshaus eingekehrt war, wie er schließlich ohne am Gottesdienst teilzunehmen zurückgefahren war, um am Morgen bei der Stallarbeit wieder rechtzeitig zur Stelle zu sein. Dass er auch mit seinem Rausch das Gotteshaus nicht betreten wollte, das sagte er nicht.

„Und was geschah weiter?“ fragte Elisabeta. Iwan erinnerte sich, dass er den Weg abkürzen wollte, das kleine Tal des Baches nicht beachtet hatte, der Schlitten stürzte, das Pferd sich aufraffte und er mit gebrochenem Bein liegen blieb. Da galt es zu leben oder zu sterben. Und Iwan erzählte, wie er mit den fruchtbaren Schmerzen zum Weg durch den Schnee zurück gekrochen war. Elisabeta fühlte alles tief mit. Dann erzählte Iwan, dass Pawlow der Rote vorbeigekommen war, aber als er ihn als Iwan erkannte, nicht geholfen hätte. Da habe er so viel Hass gefüllt, dass ihm ganz kalt wurde und er erzählte ein wenig von dem, was er außer

dem Hass erlebt hatte, aber davon wollte er eigentlich noch nicht sprechen. Zu wichtig was es ihm. Er hatte in jener Nacht gelernt, was keiner ihm rauben konnte und was ihm doch wie die höchste Weisheit erschien: Liebe und Hass hatte er so tief empfunden wie nur einer es konnte. Die sonnenhaft wärmende Menschenliebe und der kalte alles erstarrende Hass waren ihm so klar entgegengetreten wie anderen Menschen Tische und Stühle.

„Pawlow hat dich gerettet“, sagte Elisabeta leise. „Er kam zum Hof und rief um Hilfe. So konnten wir dich finden, ehe du starbst. Und er hat sogar geholfen, dich am frühen Morgen hier in das Krankenhaus zu bringen. Dem Schöpfer sei Dank, dass wir hier einen so guten Arzt haben, der dein Leben retten konnte.“ „Hat das Pawlow wirklich für mich getan?“ fragte Iwan. „Er hat es. Und er half, so gut er konnte als ich ihn darum bat.“ „Und du wolltest mir helfen, obwohl ich dir mutwillig so entgegenfuhr, dass dein Schlitten umstürzte und ich dir nicht half?“ fragte Iwan. „Das tat mir weh“, sagte Elisabeta, „die Kühe bekamen ihr Futter später, aber die Bäuerin half mir beim Melken. So war nun alles wieder gut.“

Iwan hatte alle Bilder vom Hof, von Michaelowka so lebhaft vor sich, dass er sich selbst fast vergessen hatte. „Du musst nach Hause fahren“, sagte Iwan, „die Tiere müssen versorgt werden.“ „Heute werden der Bauer und die Bäuerin es tun, es ist keine andere Arbeit jetzt auf dem Hof. Ich will noch warten, bis du alles weißt.“

„Was weiß ich nicht?“ fragte Iwan. „Du wirst niemals mehr arbeiten können“, sagte Elisabeta. „Niemand mehr arbeiten können?“ fragte Iwan. „Warum nicht?“ „Schau deine Glieder an“, sagte Elisabeta. Jetzt erst wurde Iwan sich bewusst, dass die Armstümpfe Wirklichkeit waren, dass er auch nur noch Beinstümpfe hatte. Entsetzen erfasste ihn, Angst. „Wie soll ich noch leben?“ fragte er. „Ich werde bei dir bleiben“, sagte Elisabeta. „Du bleibst bei mir?“ fragte Iwan. „Ja“, sagte sie. Das war ihre Verlobung.

Eine Krankenpflegerin trat ein, stellte eine brennende Kerze auf den Tisch und brachte eine Terrine mit Fleischsuppe und einen Krug mit Tee. „Ihr werdet hungrig sein“, sagte sie. Und nun fühlte Elisabeta, dass sie seit jener Nacht noch nicht gegessen hatte. Sie begann mit dem Dienst, den sie nun bereit war, ein Leben lang durchzuführen. Sie gab Iwan zu essen. Die Krankenpflegerin half ihr, Iwan vorsichtig so zu betten, dass er essen und trinken konnte. Auch zeigte sie ihr, was sonst noch zu tun war. Auch sie fühlte Mitleid mit Iwan, mehr aber noch mit der jungen Frau an seiner Seite. Zum Wechseln der Verbände kam der Arzt am Abend noch herein. Er trug schon graues Haar. Viele Jahre schon lebte er fern von seiner Heimat am Neckar hier in Russland, wohin ihn das Schicksal geführt hatte. Seine hohe medizinische Kunst hatte er in Heidelberg erworben, wo die berühmtesten Ärzte seiner Zeit wirkten. Nur so hatte er Iwans Leben retten können. Und auch im Krankenhaus war vieles nicht so, wie man es vielleicht in einer russischen Kleinstadt erwarten konnte. Er ordnete an, dass Elisabeta in einer kleinen Kammer ein Bett erhielt und eine Nachtpflegerin sich um Iwan kümmerte. Die Schmerzen würden ihm zusetzen. Die sollte er aber mit starker Kraft ertragen. „Wenn nur kein Wundfieber auftritt“, sagte der Arzt, „dann wirst du alles überstehen.“

Ehe Elisabeta einschlief, zog durch ihre Seele das Glück, weil sie sich beide in Liebe nun verbunden fühlten, und es durchzog sie der Schmerz, dass ihre Hoffnung auf ein gemeinsames Lebensglück sich wohl nie würde erfüllen lassen. Dann schlief sie ein.

Iwan aber lag in dieser Nacht wach. Elisabetas Bild stand vor ihm. Ihre warme Liebe strömte ihm so zu, wie er sie in jener kalten Nacht erfahren durfte. Dann aber sagte ihm der Verstand, dass er nie würde für eine Familie sorgen können, dass er gar keine Familie würde haben können. Wie sollte das alles nur gehen, fragte er sich. Eine solche Last wie mich kann kein anderer Mensch tragen, und ich bin an allem selber schuld. Mit den Schmerzen der Glieder kam auch der Schmerz von innen und wollte ihn in die Verzweiflung treiben. Wenn ich jetzt sterbe, ist Elisabeta frei. Sie wird eine gute Mutter sein ohne die Last, die ich ihr bereite. Die Verzweiflung erfasste ihn so tief, dass er sich daran machen wollte, mit den Zähnen die Nähte

der Armstümpfe aufzureißen und so zu verbluten. Kein Sinn schien das Leben mehr für ihn zu haben.

Kalt schien das Mondlicht auf seine Decke, so dass er sehen konnte, wo das Ende eines Armstumpfes war. Aber er konnte auch sehen, wie die Tür leise geöffnet wurde und Elisabeta leise hereintrat. Sie sah, dass Iwan einen Armstumpf bewegte. „Schläfst du nicht?“ fragte sie leise. „Elisabeta“, sagte er, „ich kann nicht mehr leben. Es hat keinen Sinn. Ich kann nichts mehr tun.“ „Aber ich bin doch bei dir“, sagte sie. Und eine leise warme Hoffnung strömte in sein Herz. „Aber das darf ich dir nicht antun“, sagte Iwan. „Du tätest mir mehr an, wenn ich ohne dich leben müsste“, sagte Elisabeta. „Wir werden keine Familie haben können“, sagte Iwan. Tiefer Schmerz durchzog Elisabetas Gemüt, aber sie sagte fast ein wenig scherzhaft: „Ich werde schon genug mit dir zu tun haben.“ „Wovon sollen wir aber leben?“ fragte Iwan. „Das wird Gott fügen“, antwortete Elisabeta.

Durch Elisabetas Liebe fasste Iwan neuen Lebensmut, und er schickte sie fort zum Schlafen. Am Morgen sollte sie wiederkommen. Wieder hatte Iwan die Mächte von Liebe und Hass ein Stück tiefer verstanden. Hier trat sie ihm leibhaftig entgegen. Der Hass, die Furcht, der Schmerz und die Angst waren aus ihm selber hervorgestiegen. Musste er sein Schicksal nicht so nehmen, wie Gott es ihm auferlegt hatte? Und hatte Gott ihm nicht den Trost zugleich an die Seite gestellt? Nie wieder erlaubte er der dunklen Furcht so Macht über ihn zu ergreifen, wie es in jener Nacht geschah.

Am anderen Morgen war Iwan trotz aller Schmerzen voller Zuversicht, so dass Elisabeta nach Michaelowka zurückkehrte, denn die Arbeit musste getan werden. Die Bäuerin und der Bauer hörten mit großer Anteilnahme, was mit Iwan geschehen war und dass Elisabeta versprochen hatte, an seiner Seite zu bleiben. „So wollen wir euch ein kleines Holzhaus bauen mit einem schönen Ofen, dass ihr nicht frieren müsst und ihr euch alles so einrichten könnt, wie ihr es braucht.“ Es waren gute Bauern, bei denen Elisabeta und Iwan dienten. Noch einen Knecht würde der Hof nicht ernähren können, aber der Sohn würde bald groß genug sein, dass er tatkräftig mithelfen konnte. Dann würde es schon gehen.

Es dauerte noch eine lange Zeit, bis Iwan endlich auf dem Schlitten nach Michaelowka geholt werden konnte. Von Zeit zu Zeit hatten die Bauern Elisabeta frei gegeben, dass sie die lange Fahrt zur Stadt und zurück machen konnte. Sie erzählte von Iwan wie er sich freute heimzukehren. Das kleine Holzhaus war aus Stämmen bald gefügt, auch weil Knechte und Mägde von anderen Höfen, die natürlich alle vom Unglück Iwans wussten, tatkräftig mithalfen. Alle Ritzen wurden sorgfältig verstopft, ein großer Kachelofen wurde errichtet, und Brennholz hatte Iwan noch reichlich für das ganze Jahr geschlagen.

Als Iwan endlich auf dem Schlitten heimkehrte, waren der Hof und das neue Häuschen festlich mit Tannengrün und roten Bändern geschmückt. Drinnen war es warm und mit Kerzen hell erleuchtet. Wer aber Iwan sah, dem griff der Anblick an das Herz. Auch mit Elisabeta fühlten alle Mitleid.

Elisabeta aber hatte ein starkes Herz, und sie wusste, dass Mitleid hier nicht weiter half. Sie hatte sich in den Wochen auch schon an den veränderten Anblick von Iwan gewöhnt. So nahm sie die Dinge, wie sie waren, scherzte und lachte mit Iwan und ließ vor allem nicht zu, dass er irgendwie Selbstmitleid hatte. So sagte sie etwa „Mit dir bin ich nie allein, denn zum Glück wirst du mir nie weglaufen können.“ Er spürte, dass sie es aus Liebe zu ihm sagte und ihn nicht kränken wollte. So lachte er und sagte „und wann läufst du mir weg?“ Da umfing sie ihn und versprach, immer an seiner Seite zu bleiben. Über alles, was er nicht tun konnte, sprachen sie eigentlich gar nicht mehr. Es war wie es war und sie lebten als zwei Menschen, die zu einander gehörten und sich vieles zu erzählen hatten. Meist vergaßen sie überhaupt, dass es anders hätte sein können.

Vieles war zu tun und einzurichten, bis Iwan sich wenigstens ein wenig selber helfen konnte.

Manches erfand er und gerne bauten Freunde ihm, was er als Hilfsmittel ersann. An Holzbeine war nicht zu denken, aber an die Armstümpfe konnte man Holzstöcke befestigen, mit denen er sich etwas fortschieben konnte. So musste er nicht immer an derselben Stelle bleiben. Oft kam Elisabeta während der Arbeit kurz hinein, um zu schauen, ob er etwas benötigte oder auch nur, um seinen liebevollen Blick aufzufangen. Wie ein Licht erschien Iwan Elisabeta, wenn sie eintrat. Seine Augen leuchteten vor Freude auf. Nie verließ ihn sein Lebensmut, seit er sie an seiner Seite wusste.-

Als der Frühling herannahte, kam Pawlow auf den Hof. Immer wieder hatte er seit jener Nacht an Elisabeta gedacht: wie sie entschieden die Hilfe einleitete, wie sie beherzt zugriff, um den fast erfrorenen Iwan auf den Schlitten zu legen und so warm wie möglich zu betten, wie so wenige bittende Worte von ihr genügten, dass er half und das Notwendige tat.

Er traf Elisabeta draußen beim Heuschober. Die dort gelagerten Heuvorräte waren zur Neige gegangen, und Elisabeta hatte begonnen, mit einem langen Besen die Spinnweben unter dem Dach und an den Wänden fortzukehren, damit im nächsten Sommer das frische Heu alles reinlich vorfinden würde. Über und über waren ihr Kopftuch, ihre blaue Jacke und der rote Rock mit verstaubten Spinnweben überdeckt. Sie war eben ins Helle getreten und musste einige Male tüchtig niesen und den Staub aushusten, den sie eingeatmet hatte. Da eben kam Pawlow. Er freute sich, als er Elisabeta sah. Auch wenn sie von den Spinnenweben nicht gerade wie zum Sonntagstanz oder als Braut geschmückt aussah, so gefiel ihm Elisabeta doch sehr. Ihr klares Gesicht, der dunkle Zopf, der unter dem Kopftuch hervorkam und den Rücken hinunterhing, die kräftigen arbeitsgewohnten Hände, das derbe Schuhwerk. Das wird eine gute Bäuerin sein, dachte er, und ohne allzu lange Einleitungen sagte er „Elisabeta, mein Vater will mir den Hof übergeben. Willst du dort die Bäuerin und mir die Frau sein?“ Kurz schaute Elisabeta ihm in die Augen und in sein Gesicht. Er meinte es ernst. „Komm mit mir zum Hof“, sagte sie, stellte den langen Besen, der dorthin gehörte, zurück in seine Ecke, schloss das Tor und fuhr auf Pawlows kleinem zweirädrigen Karren mit zurück zu ihrem Hof. Das Pferd wurde angebunden und bekam einen Futtersack umgehängt. Dann führte Elisabeta Pawlow zu ihrem kleinen „Schloss“, wie sie es scherzhaft nannte. Die schweren Stiefel wurden im Vorraum abgestellt, dann traten sie in die Stube, wo Iwan halb in einem Strohkorb steckte, damit er es warm genug hatte. Pawlow erschrak als er Iwan sah. Zwar hatte er schon von den abgenommenen Gliedern gehört, aber Iwan wirklich zu sehen, war doch noch etwas anderes. Oft hatte er sich seither gefragt: Wäre es dazu gekommen, wenn ich ihm gleich geholfen hätte? Warum dauerte es so lange, bis ich mein Gewissen hörte, das mich zum Hof an jener Kreuzung abbiegen ließ?

Iwan hatte aber gleich als Elisabeta von der Hilfe durch Pawlow erzählt hatte, allen Hass auf ihn verloren und er hatte nachgesonnen: Wärest du nicht auch an ihm vorbeigefahren? Wärest du vielleicht gar nicht an dem Kreuzweg abgebogen? Sie schauten sich lange und ernst an. Jetzt waren sie keine übermütigen jungen Burschen mehr. Jetzt galt es zu leben. Iwan streckte Pawlow einen Armstumpf entgegen. Der ergriff ihn. Das genügte als Zeichen zur Aussöhnung, die sie innerlich längst vollzogen hatten. Während Iwan und Pawlow noch über den langen und kalten Winter, über den besten Zeitpunkt zur ersten Maht und andere bäuerliche Dinge sprachen, bereitete Elisabeta ein einfaches Essen. Und weil ein Gast da war, gab es sogar einen Nachtsch aus den süßen Pflaumen vom letzten Jahr. Immer aber gab sie Iwan nur halb so viel wie Pawlow oder sich selbst. Als sie sah, wie Pawlow das bemerkte, da sagte sie halb scherzhaft und halb ernst „Iwan arbeitet nicht genug, so bekommt er nicht wie wir zu essen.“ Was sich fast wie eine Bestrafung anhörte, war aber ernst gemeint. Weil Iwan zu wenig Bewegung hat, drohte sein Leib dick und schwer zu werden. Und wie sollte sie dann ihn bei allem was notwendig war versorgen? So hielt sie ihn knapper als er selber manchmal gewünscht hätte. Dabei blieb er aber gesund und hell. Iwan war inzwischen auch so weit, dass er mit einem angebundenen Löffel sich selber aus einer Schale füttern konnte, die auf einem

niedrigen Extratisch in einer Mulde festsaß. Von solchen sinnreichen Erfindungen hatte Iwan manche schon gemacht. Und jede neue gab ihm etwas mehr Selbständigkeit. Aber doch musste Elisabeta vieles für ihn tun. Nach dem Essen lachten und scherzten sie miteinander, und es ging so fröhlich zu als sei ein großer Festtag. Das war es auch, denn Pawlow und Iwan waren jetzt Freunde geworden.

Schließlich sagte Pawlow „Ich muss jetzt gehen. Das Vieh muss versorgt werden.“ Zu Elisabeta, die auch mit hinausging, um mit der Stallarbeit zu beginnen aber sagte er „Ich werde mich wohl woanders umsehen müssen.“ „Ja“, sagte Elisabeta, „aber komme vorbei und besuche uns wann immer dein Weg dich in unsere Nähe führt.“ Und so kam es. Wenn die Arbeit es erlaubte, schaute Pawlow für kürzere oder längere Zeit herein. Bald nach seinem ersten Besuch brachte er ein kleines niedriges Wägelchen mit, mit einem Kasten darauf, mit Schafwolle weich ausgepolstert, mit dem sich Iwan nun sogar selbst fortbewegen konnte. Gerne half Pawlow, wenn es galt, eine neue Erfindung von Iwan zu verwirklichen oder sogar selbst eine neue Hilfe zu ersinnen. Die meiste Zeit aber unterhielten sie sich über die bäuerlichen Angelegenheiten und was man von der Welt hörte.

Als es warm genug und die Wege trocken waren, beschloss Iwan, in das kleine Dorf Iwanowka hineinzufahren, zu dem ihr Hof gehörte, um zu sehen und zu hören, was es dort draußen in der Welt gab. Nun ist ein kleiner russischer Dorfplatz nicht mit einem der großen Plätze in St. Petersburg oder Moskau oder gar Berlin, Paris oder London zu vergleichen. Von dem, was dort erzählt wird, hätte Iwan vielleicht auch nicht viel verstanden, aber zu erzählen gab es immer etwas, was den Menschen hier herum wichtig schien. So machte er sich mit seinem Wägelchen und den Stöcken auf den Weg.

Wo die Häuser schon dichter beieinander standen, spielten Kinder auf der Straße. Als sie Iwan dahergerollt kommen sahen, drückten sie sich scheu zur Seite. Einen solchen Menschenleib hatten sie noch nie gesehen. Als Iwan ihnen ein paar freundliche Worte zurief, wagten sie kaum zu antworten. „Hört“, rief Iwan, „wie ich sehe, habt ihr nichts rechtes zu tun. Wer wird von euch wohl einen Strick finden können?“ Gleich rannten ein paar Jungen los und kamen tatsächlich mit einem Kälberstrick zurück. Sie hielten ihn ihm hin und schauten ihn fragend an.“ Ich bin schon müde vom vielen Stoßen“, sagte Iwan. „Bindet doch den Kälberstrick vorne an mein Wägelchen und zieht mich in die ‚Stadt‘.“ ‚Stadt‘ sagte er. Das war freilich sehr übertrieben, denn mehr als vierzig Häuser hatte Michaelowka damals noch nicht. In der Mitte aber gab es einen Platz, daneben einen Teich, der von schönen hellen Birken umgeben war. Das erste Grün war schon hervorgesprossen. Viele Kinder halfen, Iwan zu ziehen, und einige wagten sogar, ihn hinten am Rücken zu berühren und so ihn vorwärts zu schieben. Wie in einem kleinen Triumphzug fuhr Iwan auf dem Dorfplatz ein und ließ sich im Schatten einer jungen grünen Birke abstellen. „Habt Dank“, sagte er mit seiner kräftigen Stimme. „Womit kann ich euch für diese prächtige Zarenreise bei euch bedanken?“ Erst zögerten die Kinder eine Weile. Was sollte dieser Krüppel ihnen geben können? Aber dann rief ein Mädchen: „Erzähle eine Geschichte!“ Gleich stimmten die anderen mit ein „Ja, erzähle eine Geschichte.“ Denn in Russland, wie überall auf der Welt, gibt es für Kinder nichts Schöneres als eine gute Geschichte. „So lasst mich einen Augenblick nachdenken“, sagte Iwan. Und dann erzählte er lang und breit eine Geschichte vom starken Wanja, die noch niemand je gehört hatte. Immer näher kamen die Kinder und hingen an seinen Lippen, ja selbst als die Mütter aus den Häusern zum Mittagessen riefen, trennte keines sich, ehe die Geschichte zu Ende war. Dann jauchzten sie und stoben auseinander. Jeder in sein Haus.

Nur ein kleingewachsenes Mädchen mit zerrissenen schmutzigen Kleidern und einem Fetzen Stoff als Kopftuch blieb stehen. „Gehst du nicht essen?“ fragte Iwan. „Nein“, sagte sie. „Warum nicht?“ „Es gibt nichts.“ „Es gibt nichts?“ fragte Iwan. „Hast du keinen Vater und keine Mutter, die für dich sorgen?“ „Ich habe Vater und Mutter. Aber sie können jetzt nicht für mich sorgen.“ „Warum können sie jetzt nicht für dich sorgen?“ fragte Iwan. „Wodka“,

sagte das Mädchen nur und schaute zur Erde. „Ei, so hilfst du mir wieder nach Hause zu kommen. Dort wirst du etwas zu essen finden.“

Das Mädchen nahm bereitwillig den Strick, Iwan half mit seinen Stöcken, sich vorwärts zu stoßen, und so gelangten sie tatsächlich bis zu dem abseits vom Dorf gelegenen Bauernhof. Beide waren recht erschöpft als sie schließlich ankamen. Aber wie glücklich war Iwan, dass er wieder unter Menschen gekommen war, und dass er ihnen etwas hatte geben können. Elisabeta staunte, als Iwan einen Gast mitbrachte. Ja, sie kannte Maria, das kleingewachsene arme Mädchen aus dem Haus eines Tagelöhners. Das Essen war schon längst bereit, aber Elisabeta konnte verstehen, dass Iwan nach dieser ersten großen Ausfahrt nicht pünktlich zurück sein konnte. Sie hieß das Mädchen Gesicht und Hände waschen – was ihr doch sehr notwendig schien. Dann dankten sie Gott dafür, dass sie etwas zu essen hatten und aßen fröhlich was es gab.

Iwan war von der Anstrengung noch immer ganz gerötet aber glücklich und erfüllt von dem Ausflug. Er erzählte, was er erlebt hatte, wie er mit einem prächtigen Zarenzug festlich in Michaelowka eingefahren war, wie das Volk ihm gehuldet hatte und er sich mit einer Geschichte bedankt hatte, durch die das Volk gar nicht nach Nahrung mehr verlangt hätte. Das erzählte er natürlich scherzhaft so, und Elisabeta musste laut über seinen Bericht lachen. Maria aber, das kleine arme Mädchen, bestätigte alles, was Iwan erzählt hatte. „Ja, genauso war es!“

Von nun an fuhr Iwan so oft er konnte mit seinem Wägelchen hinein nach Iwanowka. Sobald nur eines der Kinder ihn auf dem geraden Weg von weitem erspähte, rief es laut die anderen Kinder heraus. Sie rannten Iwan entgegen und zogen ihn im Triumph zu seinem angestammten Erzählplatz. „Erzähle wieder die Geschichte von ...“ Gar nicht oft genug konnten sie seine Geschichten wieder hören, denn die Kinder damals waren noch nicht so, dass sie immer etwas Neues hören wollten. Sie liebten die schon oft erzählten Geschichten und konnten sich bei jedem Zuhören tiefer hineinhören. Auch erzählte sie Iwan niemals ganz gleich, sondern plötzlich tauchte eine kleine Zutat auf, die er noch nie ihnen gesagt hatte. Natürlich erzählten die Kinder zu Hause die Geschichten wieder, und so lernte das ganze Dorf sie kennen. Aber von Zeit zu Zeit erzählte Iwan aber etwas ganz Neues, etwas, was noch nie jemand vor ihm erzählt hatte. Gespannt hörten sie ihm dann zu, was es Neues zu hören gab. Furcht und Freude wechselte in ihnen. Manchmal dauerten Geschichten auch mehr als die eine Stunde, die Iwan gewöhnlich zum Erzählen brauchte. Dann ging sie über mehrere Tage, ja sogar vielleicht ein paar Wochen lang, und niemand konnte sich wünschen, dass sie je zu Ende ginge.

Woher konnte Iwan all diese Geschichten schöpfen? Das war sein Geheimnis. Es hatte aber mit jener Weihnachtsnacht zu tun, in der er die Macht von Liebe und Hass so tief wie keiner erfahren hatte. Aber auch aus der Verwandlung von Hass in Liebe und Freundschaft, die er an Pawlow erlebt hatte.

Erwähnen muss ich noch das Folgende: Katarina oder Katja wie sie kurz genannt wurde, das kleingewachsene Mädchen, wurde von Elisabeta eingeladen, früh am Morgen zu ihr zu kommen und ihr etwas bei der Arbeit zu helfen. Wie glücklich war Katja, denn sie hatte Elisabeta gleich lieb gewonnen. Sie fürchtete sich, das Haus ihrer Eltern zu betreten, denn die gingen sehr roh miteinander um. Oft schlugen sie sich und es gab selten ein richtig gekochtes Essen. So wurde bald Iwans und Elisabetas „Schloss“ auch ein Zuhause für Katja. Als Elisabeta ihren Garten bestellte, den der Bauer ihr zugesprochen hatte, wurde von allem mehr gesät oder gepflanzt, sodass es für drei reichte. Der Bauer und die Bäuerin waren gute Leute und sie freuten sich, dass die fleißige Elisabeta nun in Katja eine Hilfe fand. Weil alle arbeitsam und fleißig waren, gab es auch für alle genug zu essen und sogar etwas Geld, sich von Zeit zu Zeit neue Sachen oder Schuhe zu kaufen.

Wenn aber Iwan sich auf den Weg zum Dorfplatz machte, dann half ihm Katja mit Ziehen. Kamen sie dann an die Häuser, so wurden sie gewiss von anderen Kindern entdeckt und im Triumphzug ging es zum Dorfplatz.

Eines Tages wurden sie in der schönsten Erzählung von einem Unwetter überrascht. Da musste natürlich das Erzählen aufhören. Alle liefen davon, Iwan bedeckte sich mit der Pferddecke, die er auch an heißen Sommertagen immer bei sich hatte, denn er fror leicht. Als aber das Unwetter vorüber war, kamen die ersten Kinder wieder angelaufen. Zwei hatten eine gute Idee. Sie wollten ein Dach bauen, dass Regen sie nicht beim schönsten Erzählen unterbrechen könnte. Bald begannen sie zu werkeln und über und hinter Iwans Erzählthron (dem Wägelchen) erhob sich bald schützend ein Palast – aus alten Balken und Brettern zusammengeschlagen.

So gingen die Jahre ins Land. Die Kinder, die ihm so eifrig zugehört hatten, wuchsen heran. Da stand man natürlich nicht mehr unter den Kleinen und hörte mit großen Augen und offenem Mund was Iwan zu erzählen hatte. Man stand eher – wenn die Arbeit es erlaubte – wie von ungefähr etwas abseits, um doch das eine oder andere zu erhaschen. War es eine schon oft gehörte Geschichte, so waren sie zufrieden, an sie wieder erinnert zu werden. War es eine neue, so kamen sie langsam doch näher, um ja nichts zu verpassen.

Aus den jungen Leuten wurden Erwachsene. Und nun war nicht mehr Zeit, Geschichten anzuhören. Viel Arbeit hat ein russischer Bauer zu tun, da konnte man nicht auf dem Dorfplatz herumstehen. Aber an manchen warmen Sommerabenden, noch bevor das Korn geschnitten wurde und Wanja länger als gewöhnlich im Dorf blieb, die Kinder schon schliefen, da kam mancher von denen, die schon als Kind ihm zugehört hatten, und besprachen dies und jenes mit ihm. Wanja war nicht nur ein Geschichtenerzähler. Viel hatte er auch gehört und wahrgenommen und viel auch in seinem oft langen Alleinsein nachgedacht. Wenn nun jemand ihn um Rat fragte, wie er mit einem Nachbarn sich wieder vertragen könnte oder ob es an der Zeit sei, den Vater um die Übergabe des Hofes zu bitten oder was auch immer die Menschenherzen bewegte, Iwan hörte still zu, versenkte es in seine Seele, wo er es von allem Hass und aller Begierde rein wusch und dann einen Rat gab, welcher der Sache und den Menschen gerecht wurde. Manchmal schalt er, dass sie erst jetzt zu ihm kamen und die Dinge sich hatten so verwirren lassen, dass sie kaum mehr zu lösen waren. Mehr und mehr gewöhnten sich die Menschen in Michaelowka an, ihre Fragen und Streitigkeiten vor Iwan zu bringen, der niemals Partei ergriff und von dem sich alle verstanden fühlten.

Am Gericht in der Stadt wurde das bemerkt. Was ist mit Michaelowka los, fragte sich der Richter. Seit Jahren schon wird kein einziger Fall mehr von dort zu mir gebracht. Er beschloss, eine Fahrt dahin zu machen. Ohne sich erkennen zu geben fuhr er dorthin und hörte, wie ein Streit Iwan vorgetragen wurde. Iwan hörte still zu, fragte manchmal dies oder jenes und schließlich kam er in ein Gespräch mit beiden, nicht urteilend: du hast Recht und du hast unrecht, sondern in jedem weckte er ein Verstehen dafür, wie der andere es erlebte und sah. Schließlich machte er einen Vorschlag, was sie tun könnten, um sich auszusöhnen und am Schluss fügte er noch etwas Humorvolles hinzu, dass beide Kontrahenten lachend miteinander fort gingen. Solch ein Gerichtsverfahren hatte der Richter noch nie gesehen. Hatte es seit Salomo schon einen so weisen Richter gegeben? Aber was wird er wohl tun, fragte er sich, wenn einer einen anderen totgeschlagen hat. Da gilt es doch anders zu urteilen als bei diesen kleinen Streitigkeiten der Nachbarn, wie sie tausendfach vorkommen.

Da kam laut schreiend Katarina aus dem Haus ihrer Eltern herausgelaufen, laut um Hilfe rufend, die Mutter läge blutend auf dem Boden. Der Vater habe sie erschlagen. Alles strömte zusammen. Nach einem Arzt wurde gerufen. Den gab es in Michaelowka nicht, aber er hätte auch wenig helfen können. Die Mutter war schon tot. Erschüttert standen alle vor dem Haus. Der Richter trat zu Iwan heran und sagte „Wie würdest du richten?“ „Wie kann ich richten“,

sagte Iwan. „Der Tochter haben wir uns annehmen können. Zu schwach waren wir, den Eltern zu helfen. Der Richter in der Stadt wird urteilen müssen.“ „Ich bin es“, sagte der Richter, „und habe von deiner Weisheit gehört und sie hier erfahren. Rate mir. Wird er den Strick verdient haben?“ Iwan besann sich, dann sagte er „Wird er dadurch gebessert? Wird dadurch etwas gutgemacht?“ „Was also rätst du?“ fragte der Richter. „Die Tat ist Strafe genug“, sagte er, „verbannt ihn aus dem Dorf. Er soll als Knecht fortan auf unserem Hof arbeiten. Und darf bei Androhung schwerer Haft nie wieder dem Teufel des Alkohols verfallen. Soll er dem Bauern die Dienste leisten, die ich ihm als Knecht nicht geben konnte. Meine Aufgabe wird es sein, über seine Seele zu wachen.“

Und so geschah es. Die Frau wurde bestattet. In der Stadt wurde ein Prozess nach den Regeln des Gesetzes durchgeführt, Menschen aus Michaelowka wurden gehört. Schließlich wurde er vom Richter aus dem Dorf auf das Vorwerk verbannt, wo Iwan mit Elisabeta lebte. Das Haus wurde niedergebrannt, denn wer wollte darin schon wohnen? Das wenige Land wurde dem Bauern zugeschlagen, zu dem er ziehen musste. Es wurde ein weiteres kleines Holzhaus errichtet, und nun lernte der Tagelöhner zum ersten Mal richtig arbeiten. Elisabeta versorgte ihn und seine Tochter mit. Dafür half er jeden Tag. Der Bauer konnte mehr Acker unter den Pflug nehmen, neue Wiesen einsäen, seinen Stall vergrößern. Sogar eine kleine Kapelle errichteten sie, die vom Priester aus Pawlowsk geweiht wurde. Zu manchen Zeiten versammelten sie sich dort, und waren sie auch nicht befugt, die Heilige Messe zu halten, so war doch Iwan dort der Mensch, der die Seelen der Anwesenden zu Gott emporhob wie er es in seiner schlichten Weise vermochte.

Mit den Jahren verwandelte sich Michaelowka. Die Kinder, die mit viel Geschrei Iwan in einem „Zarenzug“ auf den Dorfplatz gebracht hatte, waren längst Erwachsene mit ihren eigenen Familien geworden, und ihre Kinder hörten Iwan zu. Ein richtiges kleines Festhaus war an der Stelle entstanden, wo Iwan zum ersten Mal zu den Kindern gesprochen hatte. Vormittags kamen oft die Kinder zu ihm, um sich etwas erzählen zu lassen. Dann schaute der eine oder andere auf dem Wege vom Feld vorbei. Manchmal gab es einen Tanz der jungen Leute, Gespräche wurden geführt. Nur Trunkenheit duldete Iwan nicht bei sich.

Herzlich begegneten sich die Menschen in Michaelowka. Sie sprachen gerne und viel mit einander, wenn sie sich trafen. Wenn Iwan auf seinem Wägelchen, das natürlich manches Mal schon erneuert worden war, durchs Dorf rollte, wurden ihm von allen Seiten Grüße zugerufen. Er dankte und rief freundliche Worte zurück. Dann konnte er aber auch rufen „Ist dein Zaun nicht schon so alt wie meine Zähne?“ Wer das hörte wusste, dass es Zeit war, den Zaun zu erneuern. Oder Iwan sagte „Wie doch Wanjas Haus mit seinen Blumen ein Schmuckstück in unserem Dorf ist!“ Es dauerte nicht lange und schon wollten viele andere auch solche Schmuckstücke aus ihren Häusern machen. Regsam waren die Menschen. Sie freuten sich, tätig zu sein und viel fiel ihnen ein, was bei ihnen verbessert werden könnte. Unvermerkt wurde das Dorf immer schöner. Aber es wurde auch größer. Alle liebten ihr Dorf, und wo viele Kinder waren, zog nicht leicht jemand in die Fremde, um sich als Knecht oder Magd zu verdingen. Brachland gab es damals in Russland die Menge. So wurde Brache urbar gemacht, Sümpfe trockengelegt, Weiden eingesät und natürlich Bauernhäuser gebaut. Immer wieder besprachen die Leute sich mit Iwan, wenn sie etwas Neues beginnen wollten. Manchmal hoben sie Iwan kurzerhand mit seinem Wägelchen auf einen richtigen Pferdewagen und fuhren ihn umher, dass er seine Meinung zu ihren Vorschlägen sagen konnte.

Das Wachsen, die Schönheit und der Reichtum von Michaelowka wurden natürlich im ganzen Land ringsum wahrgenommen. Fragte man aber einen aus Michaelowka, woher der Reichtum käme, so sagte er immer nur: Aus Gottes Gnade, unserer Arbeit und Großväterchen Wanja – wie sie liebevoll Iwan nannten. Neugierig kamen Menschen herangereist, um den „weisen Krüppel“ zu sehen, durch den so viel geschehen sein sollte. Iwan liebte solche neugierigen

Menschen gar nicht. Er ließ sich bei dem, was der tat, nie durch sie beirren und erschien oft recht abweisend. Kamen aber ein oder zwei Menschen in Not und Verzweiflung Rat suchend zu ihm, so konnte er lange mit ihnen sprechen, und jeder ging gestärkt davon.

Mancher wollte ihm etwas für seinen Rat geben. Zuerst weigerte er sich überhaupt an eine Gabe für seine Ratschläge zu denken. Da aber die Menschen ihre Dankbarkeit dadurch erzeugen wollten, schmerzte es die Menschen, wenn er sie zurückwies. Schließlich kam Iwan ein Gedanke: Was Menschen als Brote, Schinken, Gänse oder anderem mitbrachten, das ließ er zu den Armen und Kranken im Dorf bringen. Brachten sie aber Geld, so wurde es in einen Kasten getan. Damit hatte Iwan etwas Besonderes vor. Konnte doch kaum jemand im Dorf lesen und schreiben. Eine Schule gab es nicht.

Und eines Tages, als sich wieder einmal viele Menschen auf dem Dorfplatz versammelt hatten, rief Iwan alle zu sich und sagte „Viele Menschen kommen jetzt nach Michaelowka und staunen, was wir alles geschaffen haben. Manche fragen um Rat. Ihr wisst, wie ich mit ihren Geschenken umgehe. Mancher von euch, der krank lag, hat davon etwas erhalten. Aber hier in diesem Kasten“, der neben ihm stand, „da haben sie etwas an Geld hinein getan, wenn sie es so wollten. Wie denkt ihr, wollen wir in Michaelowka ein Schulhaus bauen? Vielleicht zuerst nur eine Winterschule, wenn die Kinder euch nicht als Hilfe nötig sind?“ Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Und so bekam Michaelowka ein richtiges kleines Schulhaus mit zwei Klassenräumen. Was aber fehlte, waren die Lehrer. Als sie sich darüber in einer Dorfversammlung berieten, rief einer plötzlich „Wanja, Großväterchen, du sollst der Lehrer sein. Du warst doch auch unser Lehrer.“ Iwan lachte laut „Wie soll ich euer Lehrer sein, wo ich selber nicht lesen und schreiben kann?“

Ja, so war es. Iwan hatte, wie die meisten Bauernkinder in dieser Zeit, nie das Lesen oder Schreiben gelernt. Nun war guter Rat teuer. Iwan beschloss, den Dr. Friederich zu fragen, den alten Arzt, der ihm das Leben gerettet hatte. Auch wenn zwei junge Ärzte ihm nun schon seit Jahren zur Seite standen, ging er doch jeden Tag ins Krankenhaus, sprach mit den Patienten und gab seinen jüngeren Kollegen Ratschläge. Manches Mal, wenn es notwendig war, griff er auch noch selber zu. Das hatte Iwan gehört, wenn hin und wieder Menschen aus der Stadt zu ihm kamen oder einer aus dem Dorf ins Krankenhaus musste. Aber auch der Arzt hatte sich immer wieder nach Iwan und Elisabeta erkundigt. Er bewunderte die beiden, die das Leben gemeinsam so tüchtig gemeistert hatten. So hatten sie sich seit jener Zeit zwar nicht mehr gesehen, wussten aber von einander und behielten so sich unvergessen.

Als die Ernte eingebracht war und die Menschen ein wenig ausruhen konnten, bat Iwan einen Nachbarn, der in die Stadt fahren wollte, den Arzt aufzusuchen und ihm zu sagen, dass sie ein Schulhaus gebaut aber keine Lehrer hätten. Was zu tun sei. Am folgenden Sonntag gab es eine große Überraschung: Auf der Landstraße näherte sich eine leichte aber vornehme Kutsche, und darin kam, begleitet von seiner Frau, der alte Arzt. Das ganze Dorf lief zusammen. Der Arzt aber fragte gleich nach Iwan. Er wurde in das Festhaus am Dorfplatz gewiesen.

Vor vielen Jahren hatte der Arzt einmal einen Schwerkranken in Michaelowka aufgesucht und er erinnerte das dunkle Dorf. Nun konnte er es kaum fassen, wie leuchtend schön es geworden war. Als Dr. Friederich – so hieß der Arzt – zu Iwan herantrat, umfasste er ihn rasch mit seinem geschulten Blick. Vor ihm saß aufrecht ein Mann aus dessen Antlitz Liebe, Friede und Weisheit leuchteten, ein wahrer Johannes, wie man Iwans Namen auch verstehen konnte. Auch Iwans Blick ruhte auf der Gestalt des Arztes, der so viel Leid gesehen und so vielen Menschen hatte helfen können. In Dankbarkeit sah ihn verehrend Iwan an, in Bewunderung schaute Dr. Friederich auf Iwan.

Nachdem sie sich begrüßt hatten, sagte der Doktor schließlich: „So, ihr habt ein Schulhaus gebaut und keinen Lehrer. Zeigt mir doch einmal euer Schulhaus.“ Da gab es das kleine

Holzhaus mit den zwei Räumen, Tischen und Stühlen aber niemanden, der es zum Leben erweckte. Der Arzt besah alles, dann fragte er „Und wo soll der Lehrer wohnen, wovon soll er leben?“ Da merkten alle, dass sie noch nicht zu Ende gedacht hatten. „In meiner Heimat nennt man das einen Schwabenstreich“, sagte der Arzt weiter.

Iwan war stolz auf das Geld gewesen, das die Menschen ihm für seinen Rat geschenkt hatten. Davon konnten sie das Schulhaus bauen. Aber tatsächlich, wovon sollte der Lehrer leben? Da merkten sie erst, dass sie alle würden etwas zu opfern haben, und mancher zog bedenklich die Stirn in Falten. Würde ihm nicht dadurch zuviel von dem genommen, was er sich durch Arbeit erwarb?

Als der alte Arzt die zweifelnden Gesichter sah, ob ein Lehrer wirklich das Richtige wäre, sagte er „Ich habe euer Dorf vor vielen Jahren gesehen. Es war ärmlich und schmutzig. Heute lachte es mir hell entgegen. Wodurch ist dieses Wunder geschehen?“. „Durch Gottes Hilfe und unsere Arbeit“, riefen sie. „Vor allem aber durch Großväterchen Wanja!“ „Und wie viel Arbeit hat Wanja geleistet, wie viele Felder hat er bestellt, wie viele Häuser hat er gebaut, wie viele Straßen hat er befestigt?“ Mit offenen Mündern starrten alle den Arzt an. Wovon sprach er? Worauf sollte das hinausgehen?

„Wer von euch hat Wanja schon etwas gegeben – ein Brot, ein Gemüse, ein Huhn?“ „Wir! „Wir!“ „Wir!“ riefen alle. „Und wie viele Brote, wie viel Gemüse, wie viel Hühner hat er euch gegeben?“ Wieder schauten sie den Arzt verständnislos an, wussten doch alle, dass er das nicht konnte. „Aber er hat uns die Geschichten gegeben“, rief schließlich eine Mutter von vier Kindern. „Ja“, riefen die anderen. „Er hat uns die Geschichten gegeben. Er hat uns Mut gemacht. Er hat das Dorf fröhlich und sauber und schön gemacht!“ „Ja“, sagte Dr. Friederich, „so ist es. Er hat euren Seelen und eurem Geist Nahrung gegeben. Dadurch wurden eure Leiber stark und gesund. Und eure Seelen wurden fröhlich und stark. Darum konntet ihr so vieles schaffen. Und ein wenig habt ihr davon eurem Lehrer Wanja abgegeben. So haltet es auch mit eurem Schullehrer. Gebt ihm ein wenig von dem zurück, was ihr durch ihn mehr schaffen könnt als ohne ihn.“

Da hellten sich die Gesichter wieder auf und jeder versprach, was er dem neuen Lehrer geben wollte, wenn er seine Kinder auch tüchtig, stark und zufrieden machen würde. Dankbar schaute Dr. Friederich in die Runde. Dann fuhr er fort „Meine Tochter kommt in der nächsten Woche aus St. Petersburg zurück. Sie hat alles gelernt, was eine Lehrerin zu lernen hat. Sie möchte aber nicht in der Stadt bleiben sondern in unserem Rayon unterrichten, wo so wenige erst ein Buch lesen können. Wärt ihr bereit, sie bei euch aufzunehmen?“

Nun musste selbst Iwan staunen. Das hatte keiner erwartet. „Würde sie denn zu uns kommen wollen?“ fragten viele. „Das muss sie und müsst ihr selber entscheiden. Ich hoffe aber, dass sie heute in vierzehn Tagen hier bei euch sein kann.“ Iwan konnte das Glück nicht fassen, dass sie tatsächlich eine Lehrerin bekommen könnten. Dankbar verabschiedeten sich alle von Dr. Friederich und seiner Frau, die alles voll Freude miterlebt hatte. Sie würde gewiss ihrer Tochter raten, in diesem Dorf Lehrerin zu sein. Dann fuhren beide noch mit zu Elisabetas und Wanjass „Schloss“, wo Elisabeta, durch einen Boten längst benachrichtigt eine wunderbare russische Borschtsch-Suppe mit roter Bete, Fleisch, Kohl, Zwiebeln und manchem anderen bereitet hatte. Ein Fest war es für alle. Dr. Friedrich aber konnte nicht genug staunen, wie selbstverständlich und zufrieden die beiden mit einander lebten.

Tatsächlich bekam Michaelowka bald darauf als eines der ersten Dörfer weit und breit eine Schule für Bauernkinder.

Die Jahre gingen ins Land. Elisabeta und Iwan saßen eines Abends beieinander. Es war ihr vierzigster Verlobungstag, der Tag, an dem Elisabeta versprochen hatte, an Iwans Seite zu bleiben. Geheiratet hatten sie nie, und der Priester in Pawlowsk hatte sogar darüber hinweggesehen. Sie erzählen sich, wie sie einander zum ersten Mal trafen. „Ich wusste gleich,

dass wir zusammen gehörten“, sagte Elisabeta. „Vielleicht wusste ich es auch“, sagte Iwan, „aber dann habe ich es wieder vergessen. Weißt du, dass du mir zweimal das Leben gerettet hast?“ „Warum zweimal?“ fragte Elisabeta, „reichte das eine Mal nicht?“ „Nein“, sagte Iwan, „in der furchtbaren Nacht nach meinem Erwachen im Krankenhaus, da wollte ich mir das Leben nehmen. Aber ehe ich es tun konnte, kamst du in der mondhellen Nacht in mein Zimmer und rettetest meine Seele, die sich vor Verzweiflung selbst verloren hatte.“

„Ja“, sagte Elisabeta, „ich hatte einen schweren Traum. Ein großes schwarzes Ungeheuer ergriff mich und schnürte mir die Kehle zu. Ich erwachte und dachte, ich müsste nach dir sehen. So kam ich.“ „So rettetest du mich“, sagte Iwan. „Ich war verzweifelt, weil ich in der Welt nichts mehr tun konnte, nicht arbeiten konnte.“ „Du hast mehr getan als wir alle“, sagte Elisabeta. „Du hast so tief in die Menschenseelen geschaut, dass du sie verstehen konntest und nicht aus Hass oder Leidenschaft Partei ergreifen musstest.“ „Nur durch dein Opfer, durch deine Liebe konnte ich es“, sagte Iwan. Voll tiefer Dankbarkeit saßen sie lange noch beieinander. In viel Gutes hatte sich ihr Leiden verwandelt. Wert war es gewesen zu leben.

Nicht lange nach diesem Abend entschlief Iwan ruhig und still. Von weither kamen die Menschen und geleiteten die sterblichen Überreste zum Grab. Ein klarer lichter Frühlingstag war es, nahe an Ostern. Elisabeta fühlte oft seine Nähe und empfing seinen Rat durch ihr Herz. Als Magd brauchte sie nicht mehr zu arbeiten. Katja und Alexander, der Sohn ihres Bauern, hatten geheiratet und den Hof übernommen. So war auch für sie und den alt gewordenen Vater von Katja gesorgt, der sehr schweigsam seine Tage verbrachte.

Wo im Dorf bei Krankheit oder Tod Hilfe nötig war, ging Elisabeta hin und tat, was sie mit ihren schwächer werdenden Kräften noch tun konnte. Am liebsten aber besuchte sie abends Käthchen, die Lehrerin, die der Vater im Angedenken an seine Heimat nach dem berühmten Käthchen von Heilbronn benannt hatte. Wenn Käthchen ihre Vorbereitungen und Korrekturen abgeschlossen hatte, dann saßen sie gerne noch lange beieinander. Immer wieder fragte Käthchen nach Einzelheiten aus dem Leben von Wanja und konnte nicht genug staunen über alles, was er geleistet hatte. Noch als alle Menschen schon gestorben waren, die ihm begegnet waren, erzählten die Enkel, was ihre Großeltern von Wanja berichtet hatten.

Nun möchtet ihr vielleicht wissen, welche Geschichten eigentlich Wanja den Kindern erzählt hat. Dazu ist hier aber gar kein Platz. Sie zu erzählen muss ein andermal geschehen.

Der erste Teil war für die 12. Klasse in München, die mich bat, ihnen eine Weihnachtsgeschichte zu erzählen.